Die Zukunft.

Berlin, den 31. Dezember 1898.

Schäfer Thomas.

Im neuen Jahre Glück und Heil!
Auf Weh und Wunden gute Salbe!
Auf groben Klotz ein grober Keil!
Auf einen Schelmen anderthalbe!
Goethe.

Draußen, weit hinter Tempelhof, traf ich ihn, spät am Abend. In der großen Stadt begrüßten sie das Nahen der Weihnacht und die Reichen, Christen und Juden, saßen bei üppigen Schmäusen, um feiernd die Stunde heranzuwachen, da in der Krippe einst der milde Befehder aller Wohlhäbigen und Satten den ersten Kinderschrei that. Das elektrische Licht an den Riesentannen der Thiergartenstraßenpaläste lockte mich nicht; wozu der alten, längst schon banalen Wahrheit noch heute nachsinnen, daß der Erfolg die Menschen von Durchschnittswuchs stets verführt, sogar vor dem Todfeinde von gestern anbetend zu knien, wozu die friedliche Nacht mit dem Spott darüber versäuern, daß gerade der größten Menschheitfeste ursprünglich reiner Sinn fast immer im Lauf der Zeiten verfälscht und verpöbelt wird? Mögen die Jobber bei Sterlet mit Austernsauce, bei Belugacaviar und Ayala die Geburtnacht des Zimmermannssohnes feiern, der ihrem Stamm, ihrem Glauben und irdischen Trachten bis übers Kreuz hinaus Fehde schwur, mögen feiste Bänker und schlaue Konjunkturenwitterer ihre lieblos gewählten und freudlos empfangenen Zifferngeschenke austauschen, mag der Krönungtag der einfältig Armen zum Luxusfest protziger Börsenborgias werden, die aus ihrer Kinder jungen Herzen jeden Keim phantastischer Gestaltungskraft jäten: auch im Reich der Prince Henri-Aktien, der anatolischen Bahnen

und Schuckert Transaktionen kann die holde Legende noch zu silberner Reife erblühen, auch in Parvenupolis, im Weichbilde der gewaltigsten Industriestadt des Kontinentes bleibt für ein stilles, vom Dämmerlicht schlichten Glaubens spärlich beleuchtetes Bethlehem noch ein schmaler Raum. Man muß es nur zu finden wissen. Der Weg führt in die Vorstädte; und das Auge, dem sich der Himmel erschließen soll, muß aufmerkend am Erdgeschoß hoher Häuser haften. Durch den dunstigen Raum, wo beim Flackerschein einer schlechten Petroleumlampe die früh welke Plätterin am Bügelbrett steht und ab und zu aus dem spitzen Gesicht einen frohen Blick auf ihr — am Ende nicht einmal legitimes — Kind wirft, das unter dem mit billigem Tand geputzten Tannenbäumchen die neue Holzpuppe im mageren Arm wiegt, schwebt die rechte Weihnachtstimmung; und wer da die Augen schließt und die Ohren spitzt, Der kann fern im galiläischen Stalle Oechslein und Eselein freudig brüllen hören. Und wenn man die große Lärmstadt ganz im Rücken hat und in die Vorörtchen kommt, wirds manchmal noch festlicher. In Tempelhof flimmerten die winzigen Tännchen gar lustig, aus der Kirche klang ein Choral auf die lautlose Landstraße, am dunklen Horizont glänzten die Lichter der Stadtbahnzüge gleich röthlichen Blutmalen und ein verspätetes Häschen lief hastig und doch ohne Furcht mit gesenkten Löffeln über den Weg, so keck, als wüßte es, daß ihm in der Weihnacht kein Flintenlauf droht. Dann kamen kahle Felder, kahle Bäume, eine massig aus der Finsterniß ragende Mühle; märkischer Winter, — einer von der sanften Art, der uns die Schauer körnigen Eises einstweilen noch gnädig erspart. Auf dem kleinen Kirchhof hinter dem Dorf schleicht eine ältliche Frau beinahe gespenstisch mit einer Laterne umher, deren Licht die kargen Reste des rothen Laubgewindes seltsam bestrahlt; wohl der Weihnachtbesuch eines Grabes, das Liebes birgt ... Und noch weiter hinter Tempelhof kam er im flachen Gelände an der Spitze seiner Heerde langsam einhergewandelt. Der breite Hut verdeckt mit der grauen Krempe die Augen; man sieht eigentlich nur den langen, struppigen Barbarossabart und die an Rübezahls Neckgestalt mahnende Hakennase. Den riesigen Schäferstab trug er diesmal unterm Arm, die gichtisch verkrümmten Finger strickten, wie stets, an dem langen Strumpf, der bis zum Tage Sankt Silvesters fertig sein muß. Schäfer Thomas weidet immer nur nachts. In seiner Heerde giebts kein helles, vergnügtes Geläut; sein Leitthier sieht so friedlich aus wie das fromme Schaf der Heiligen Agnes und seinen schneeweißen Spitz hat noch kein Menschenkind je bellen gehört.

Er war gar nicht erstaunt, um diese Stunde noch einem wildfremden Ausfrager zu begegnen. Auch nicht eigentlich, nach großer Herren Art, zugeknöpft. Vielleicht hatte er schon von den Interviewern des Berliner Tageblattes und des Lokalanzeigers gehört, die so beredt zu erzählen wissen, was Herr Kainz und Fräulein de Mérode auf des flachen Busens Grunde über die wichtigsten Fragen der Zeit und der Ewigkeit an tiefen Gedanken bergen, und sich mählich so in weltstädtische Sitte geschickt. Er lächelte nur ein Bischen, knöpfte den langen kaffeebraunen Rock auf, sah nach der dicken Tombakuhr, pfiff seinem Hunde und setzte sich dann an den Rand eines schmalen, dünn rieselnden Feldraines. Der Spitz, der mit Schweif und Pfoten erst um ein Stück Zucker gebeten hatte, kauerte nun still neben ihm, mit müd blinzelnden Augen, und auch die Heerde machte sichs bequem: schwarze Böcke und weiße Schafe lagen in bunter Reihe neben einander, daß es wie ein zierlich abgetheiltes Schachbrett zu sehen war. Der Alte nahm einen langen Schluck aus einer Lederflasche; nur zur Labung, denn ihn schien nicht zu frösteln. Mir verscheuchte die Neugier das Kältegefühl; ich stand vor dem Ruhenden und wartete, bis der Prophetenmund sich aufthun würde. Endlich hub er zu sprechen an; und was er sagte, habe ich, so gut es im Dunkel eben ging, sorgsam aufgezeichnet und bringe es nun unter die harrenden Leute.

* * *

„Ganz genau weiß ich diesmal selbst nicht, wies werden wird. In der Ferne zieht sich was zusammen, in Osten und Westen, und wenn der Schnee schmilzt... Doch mir fehlt, mit dem wissenschaftlichen Komfort der Neuzeit, auch die Allweisheit Eures Falb und ich kann deshalb heute noch nicht aufs Jtüpfelchen sagen, wann die kritischen Tage erster Ordnung dämmern werden. Von dem Verhalten der lieben Deutschen wird viel abhängen. Versuchts doch wieder einmal mit Bleigießen in der Silvesternacht. Das wird ja noch immer gerühmt.“ Er lachte leis; es klang, wie wenn durch uralte Wipfel nächtens ein Windhauch streicht. Der Hund hob den Kopf, legte ihn aber, da er sah, daß an Aufbruch noch nicht zu denken war, lautlos wieder auf die gekreuzten Pfoten. „Allerlei Zeichen sind ja bereits sichtbar, gute und schlimme; schlimme besonders. Und wer, wie ich, schon ein Weilchen mitläuft und sich den verdummenden Menschendunst vom Leibe hält, wer keine Zeitungen liest und mit der klugen Natur auf gutem Fuße steht, Der kann Einiges ahnen, Manches auch schon deutlich erkennen. Doch allwissend bin ich, wie gesagt, nicht; sonst wäre ich unter die Leute gegangen, die

Meinungen machen, und spräche an jedem Morgen und Abend über alle Welthändel mein gewichtiges Wort, dem Hunderttausende gläubig lauschten. Bin nur ein armer Schäfer, den die Hochgebildeten verlachen, und muß mich wohl gar geehrt fühlen, da ein Büchermensch meine Ansicht zu hören wünscht. Frage nur, Schreiber; wenn ichs vermag, will ich die Antwort nicht weigern. Eitel bin ich nicht: sollte ich irren, so gehts in Einem hin. Der sogar, dessen Geburt sie heute beim Lichterglanz feiern, hat seinen wunderschönen Traum ja bis jetzt noch nicht verwirklicht gesehen. Und Der war doch groß, war von oben erleuchtet und, da er seine Lehre bis ans schwere Ende lebte, der Anbetung aller im Staub Geborenen würdig." Er nahm den Hut ab. Eine Minute lang sah man die mächtigen, dick umfurchten Augen, deren feuchter Glanz den Weg in den Himmel zu suchen schien. Dann bedeckte er das vorn fast völlig kahle Haupt wieder und faltete über dem Stockgriff die rissigen Hände.

Was ich fragte, wird aus den Antworten erkennbar werden.

* * *

„Ich konnte mirs denken: Das ist Euch natürlich die Hauptsache. Geld und immer nur Geld. Nein. Mit dem wirthschaftlichen Aufschwung geht es zu Ende; nun nahen die mageren Jahre. Namentlich Ihr Deutschen habt Euch zu viel zugetraut und werdet es büßen müssen. In der Industrie wird es anfangen; und ich rathe Dir ernstlich, wenn Du Industriepapiere hast, sie nicht zu spät zu verkaufen. Den Letzten beißen bekanntlich die Hunde. Die Erinnerung an Loewe-Schuckert wird auch im neuen Jahr nicht so bald verblassen. Das war, wie die Städter sagen, ein Symptom. Im scheinbar festesten Gebälk beginnt es zu knistern. Und wenn das unheimliche Geräusch erst in die Ohren der Leute dringt, giebts mitunter kein Halten mehr. Denk' an Panama, flinkes Söhnchen. Es wäre ganz schön gewesen, die Aktien zu Riesenkursen loszuwerden. Aber die Blödesten werden neuen Transaktionen — ja, Du hörst, ich kenne Eure Modegrammatik trotz meiner Feldeinsamkeit! — nun mißtrauisch zusehen. Bei Schuckert kein Geld, bei Loewe die wildeste Spekulantengier: wer soll da noch Vertrauen haben? Mag Born immerhin, wie Eure Börsenwitzbolde spotteten, in Konstanz den feinen Plan ausgeheckt haben: die Pfiffigen, die ihm insgeheim den Weg zu bereiten suchten, waren nicht bei Binswanger in Behandlung, sondern gesunde Jungen. Und wenn die kaufkräftige ‚Welt' erst erfährt, daß den kölner Coulissenschieber der Wunsch trieb, seiner Madame Sans-Gêne die Herzoginnenappanage zu erhöhen und ihre keusche Hoheit von den alten Pfaffen, deren Schutzkind sie

so lange war, unabhängig zu machen! Die Besitzer von Industriepapieren sind meist ungalante Leute, denen nicht viel daran liegt, daß eine Brillantendame monatlich fünftausend Mark mehr verdient und daß ihr Tauber vom Rhein diese hübsche Summe an jedem Ersten als Provision einheimst. . . Es wird nicht bei dem einen Versuch bleiben. Das Feld ist ja weit genug und der Zug der Zeit drängt nach Trusts, Fusionen und Koalitionen. Vielleicht versuchts ein im Oterokultus Ergrauter einmal mit einer Fusion Rothschild-Astor. Das wäre die Weltherrrschaft, eine, von der Napoleon noch nichts träumte. Einstweilen bleibts wohl bei der Elektrizität. Georg Siemens ist schlau und hat in Wien und Anatolien bewiesen, daß ihm Skrupel die frische Farbe der Entschließung nicht ankränkeln; die Dividende heiligt die Mittel, und was man von den Juden nicht haben kann, nimmt man gern von den weniger behenden Antisemiten. Ein wahres Glück noch, daß auch Emil Rathenau früh aufzustehen pflegt; wer weiß, was Isidor und Georg Euch sonst zur nächsten Weihnacht bescherten. . . Ich sage Dir: es geht unaufhaltsam bergab. Das Geld wird knapp und knapper; und wenn das Gewimmel sich wieder den Staatspapieren zuwendet, kann die Treibhausindustrie in ihren überheizten Glashäusern verwelken. Es ist immer das selbe Spiel, aber der Schauplatz wechselt von Zeit zu Zeit. Früher war England dran, dann kamt Ihr an die Reihe und nun wirds in Rußland losgehen. Daher auch die Friedenskonferenz, deren Ursprung Euren Zeitungmachern so unverständlich ist. Witte und Bloch als Apostel der Humanität und Rothstein als Pfingsttaube! Der bedrängte Finanzminister hat seinem Herrn so lange geklagt, das Geld, das der Armee zufließt, sei für die Industrialisirung des nach der Beendung der transsibirischen Bahn zum Weltgroßhändler bestimmten Landes nützlicher zu verwenden, bis der junge Monomach, der auf Tolstoi schwört und auf eine in der Schätzung des Geldwerthes erzogene Britin aus Darmstadt hört, die goldene Zeit des Sparens und Abrüstens gekommen glaubte und seine frohe Botschaft schrieb. Und Murawiew machte mit, weil er mitmachen mußte und in dem Aufruf eine ungefährliche Spielerei sieht. Ist Dir nicht aufgefallen, wie gering die Begeisterung der westlichen Kapitalisten für die Sache ist? Die sind gar nicht gegen Kriege; im Gegentheil: sie wissen, daß da noch Etwas zu holen ist, und ihre letzte Profithoffnung heftet sich immer an einen Eroberungzug, der neue, möglichst große Erdstrecken der Baargeldkultur erschließen könnte. Auch haben sie keine Lust, den Konkurrenten von morgen heute dadurch zu stärken, daß sie ihm seine lastende Rüstung erleichtern. . . Was schließ-

lich bei der Geschichte herauskommen wird? Was in Europa jetzt stets herauskommt: Gerede. Im Ernst wird über Krieg und Frieden heutzutage nicht mehr auf Konferenzen und an Diplomatenschreibtischen, sondern in den Bankbureaux der wirklichen, nicht nur scheinbaren Industriekönige entschieden: sind Die von Geldes Gnaden satt und verdauen fidel, so bleibts friedlich; haben sie Hunger, dann kommt der Krieg. Jede große Industriekrisis bringt die Gefahr eines Weltkrieges näher heran, — eines wirklichen Weltkrieges; denn diesmal wirds nicht um ein paar Meilchen unserer ärmlichen Halbinsel, sondern um Asien gehen. Und nach Dem, was ich Dir über meine wirthschaftliche Fernsicht gesagt habe, kannst Du Dir denken, wie ich über die Frage von Krieg und Frieden denke. Höhnt nur die Zucker- und Silber-Yankees, die ihr Land in einen ‚nationalen und humanen' Kreuzzug zerrten! Wenn Eure Montanmänner und Elektrobankiers, weil sie gelbes oder wenigstens weißes Metall brauchen, einen feinen patriotischen oder gar christlichen Vorwand ersinnen, werdet auch Ihr ihnen ganz gläubig auf den Leim gehen. Vielleicht dauerts noch bis über die pariser Weltmesse hinaus, an deren gutem Verlauf viel Kapital interessirt ist; vielleicht hält die Brücke aber auch nicht so lange. Ein allzu lautes Wort, eine taktlose Nachtischrede kann Alles über den Haufen werfen. Eure Mächtigen sollten mit Tafeltoasten künftig deshalb recht vorsichtig sein. Dem Haufen dürfen sie ungestraft die härtesten Worte zuheischen; sobald sie aber die Kreise der Kapitalisten stören, werden die güldenen Säulen und Säulchen der Throne morsch. Na, Miquel ist ja im Serail groß geworden und weiß, wies gemacht werden muß."

* * *

„Die Militärvorlage geht durch, so oder anders. Auf ein paar Millionen kommts nicht an; und abgehandelt wird jetzt auch in renommirten Geschäften. Glaubt denn wirklich noch Einer an parlamentarischen Spuk? Mit Lippe wird via Karlsruhe-München von dem immer rüstiger werdenden Kanzler ein modus vivendi gefunden, die Bayern kriegen ihren Militärsenat, den von der Knochenhand des Sensenmannes schon gezeichneten Lucanus rafft der Frühlenz dahin, — und Alles kehrt zur alten Ordnung wieder. Der schwarzen Reichstagsschaar winkt der nahe Triumph und sie wird auf dem kurzen Wege nicht erlahmen: dafür laß' ich den Lieber und den Ballestrem sorgen. Ein Kaiserbesuch beim Papst, die Parität in fetten Staatspfründen, eine verbesserte lex Heinze gegen das furchtbar böse Laster der Bildung, nette Schulreglements, vielleicht auch etliche Jesuiten; warum nicht, wenn sie sorg-

fältig ausgewählt werden und der Kastanienwaldmann ihre Konduite vorher prüft? An wechselnden Mehrheiten wird es nicht fehlen. Und dann wird unermüdlich geredet werden. Ueber den schon viel zu weit gehenden Arbeiterschutz und die nationale Pflicht, das Leben der Bergleute nicht allzu ängstlich zu schonen. Ueber Anarchisten, die im Zeichen des Kreuzes zu rädern oder zu pfählen, und über Sozialisten, die aus der Gemeinschaft der Menschen zu scheuchen sind. Ueber das hohe Glück, die Freundschaft des schwelgenden Bankerotteurs am Bosporus gewonnen zu haben; Anschauungunterricht im Kunstgewerbemuseum, allwo die Millionengeschenke des Großtürken den Blick der hinpilgernden Christenheit laben. Ueber Englands selbstlose Liebe zu dem stammverwandten Michelvolk, eine Liebe, die mit einem zweiten Sansibar und mit der Verärgerung der Moskowiter wahrlich doch nicht zu theuer bezahlt wäre. Ueber neue Handelsverträge mit neuen Barbareskentributen. Ueber die oft beschwatzte Hebung des Ostens, die übermorgen nun wirklich beginnen soll, wenn bis dahin die edlen Polen nicht wieder durch Flottenfrömmigkeit oder submisseste Huldigungen Gunst gewonnen haben. Ueber Brotmangel und Fleischnoth und über die Nothwendigkeit, bei zärtlicher Schonung des Großkapitals, das keusche Herzen nun einmal nicht entbehren können, das sinkende Handwerk zu heben und dem ganzen verblutenden Mittelstand wieder auf starke Beine zu helfen... Du siehst, Söhnchen: an Amusement wird kein Mangel sein. Und natürlich bleibt Alles beim Alten. So eine Verfassung ist doch eine wunderhübsche Fassade; wer im Hause dem schwerfälligen Bureaukratengewimmel befiehlt und was er ihm aufträgt, Das braucht der Betrachter da draußen ja nicht zu wissen. Wozu hat man denn die Parlamente erfunden? Der Ofenschirm birgt das prasselnde Feuer dem neugierigen Blick und nur ein helles Ohr hört das Knistern des Holzes, das in dichten Stößen täglich verbrannt werden muß, damit die gnädigen Gebieter vor häßlichen Gänsehäuten bewahrt bleiben."

* * *

„Erspart Euch alle Furcht: die Aera der Feste ist noch nicht beendet. Großes bereitet im Stillen sich vor und die Stadtväter werden in Einzugsovationen bald Uebung erlangen und nicht mehr täppisch den Wink vom Alexanderplatz erwarten, um ihre Ehrenketten anzuthun und ihre Töchter in jüngferliches Weiß zu hüllen. Wenn wieder ein bisher unbekannter Borussenbeglücker in marmorner Roheit auf die Puppenallee, diesen festen Wall gegen schädliche Kunstkeime, herniederblickt, dräuend, als wollte er mit ge-

panzerter Faust den braven Handwerker zerschmettern, der ihm so steinernen Schimpf schuf, wenn eine Kirche geweiht, ein fremder Monarch empfangen, eine Parade abgehalten, ein Jubiläum begangen, eine Fahne genagelt oder eine Rekrutenschaar vereidigt wird: immer wird in der angeblich bald schönsten Stadt der Welt dann hehrer Patriotensinn eine würdige Feier rüsten und Eure Anton von Werner, William Pape, Knackfus und Doepler werden alle Hände voll zu thun haben. Ob der herrliche Plan, Repräsentanten aller Völker der Christenheit nebst den Vertretern der Moslim und der Zionisten am Grabe des weisen Kong-fu-tse zu einer nie erschauten Huldigung zu vereinen, im nahenden Jahr noch zur Reife gedeiht, vermag ich Dir heute nicht sicher zu sagen; vielleicht ist der Sultan nach der Herbstanstrengung bis zum nächsten Hochsommer noch nicht wieder bei Kasse, vielleicht haben die Häupter des Zionismus noch mit Herrn Dreyfus und mit George Picquart, Sems letztem Ritter, zu thun. Wer weiß heute zu künden, ob nicht, ehe noch das Jahrhundert zu Ende geht, Herr Max Nordau im Namen Herzls des Ersten schon den jüdischen Reichstag eröffnet? Doch wenn aus dem Konfuciusfest auch einstweilen nichts werden sollte: in China wird deshalb an deutschen Nationalfesten kein Mangel sein; in Kiautschou wollen gut gesinnte Ansiedler nächstens das Erscheinen der tausendsten Gouvernementsverordnung feiern und für die Ankunft der fünfundzwanzigsten Kommission wird ein Bankett vorbereitet, das ein Südseesang von Phili festlich beleben soll. In Deutschland selbst wird an dem Tage, wo seit Silvester die fünftausendste Verurtheilung wegen Majestätbeleidigung erfolgt, in allen Kirchen ein Dankgottesdienst abgehalten und unter die alarmirte berliner Garnison wird kleine Münze geworfen werden, weil die Balgerei um das blanke Zeug gar so lustig anzusehen ist und im Kleinen ein hübsches Bild von den neuesten Formen des Kampfes ums Dasein giebt."

* * *

„Das Ausland? Ja, da wäre viel zu sagen. Da ich aber hier nicht sitzen möchte, bis Berlin nach Punschessenz riecht, will ich rasch nur im Telegrammstil reden. Zunächst der Süden. Spanien verblutet sacht; drei Attentate, ein Putschversuch und sieben Ministerkrisen; dabei hebt der Pesetenkurs, kein Mensch weiß, warum, sich auf leidliche Höhe. In Italien wird mit Hunger, Flintenkugeln und Zuchthausstrafen flott weiterregirt und, auf Kosten der Volksgesundheit, Großmacht gespielt. Abd ul Hamid arrangirt kleine Armenierjagden; nach dem Streckenrapport giebts für die Gäste ein feines

Menu und Herr Marschall von Bieberstein wird huldvoll zur Tafel gezogen. Milan heirathet Cléo, Leopolds selige Wittwe, und Mutter Mérode sucht für Sascha von Serbien ein reiches Bräutchen aus. An das Ruhebett Ferdinands von Bulgarien beschwört Tante Voß noch immer Stambulows Geist; auch huscht durch seine Träume mitunter der stolze Schatten Alexanders des Makedonen. Die Griechen erfreuen sich an dem Bilde, auf dem Europens Völker die heiligsten Güter wahren, und Prinz Georg setzt sich unter russischen Schutz fein fromm auf Kreta fest. In Ungarn kauft ein anderer Banffy Wählerstimmen und in Cisleithanien ruft der Abgeordnete Wolf in offener Reichsrathssitzung dem Ministerpräsidenten zu: ‚Sie schäbiger Schuft haben die Schnauze zu halten!' Ob dieser heldischen Mannesthat herrscht Jubel im deutschen Lager; unterdessen machen die Czechen still ihre Geschäfte und der Polenklub lenkt an feinen Fädchen die schwarzgelbe Marionettenwelt. Auch vom Dreibund wird manchmal noch geredet... Aber wir wollen doch ernst bleiben, nicht wahr? Und die Art, wie heute von zwerghaften Dilettanten auf dem europäischen Festlande — Rußland gehört ja nicht dazu — internationale Politik gemacht wird, kann mich Alten nur heiter stimmen. Deshalb lieber Schluß. Vom Pharus am Meere des Unsinns herab läßt einer blinden Menschheit sichs schlecht prophezeien."

* * *

„Freiheit? O ja: die werdet Ihr reichlich haben. Sogar des Freisten Freiheit, in Albas wohlmeinendem Sinn. Seid nur fein brav, ehrt die hohe Obrigkeit, steckt Fahnen heraus und illuminirt, wenns befohlen wird, — und kein Mensch wird Euch auf dem Haupte ein Härchen krümmen, kein Staatsanwalt Eure Personalakten von der Polizei einfordern. Was wollt Ihr Schächer denn auch mit anderer Freiheit? Einer Verbindung von Acetylengas mit Röntgenstrahlen gelingt es bald vielleicht, die Gesinnung jedes Staatsamtsanwärters genau zu prüfen und jedem Wähler und Wählbaren in Herz und Nieren zu gucken. Dann ist immerhin schon Etwas erreicht. Freiheit! Sind meine flockigen Heerdenthiere etwa frei? Scheucht mein alter Wanderkamerad" — er kraute zärtlich den Kopf des mild knurrenden Hundes — „sie nicht streng in Reihe und Glied zurück, wenn sie mal einen Seitensprung wagten? Freilich: solche Aufgaben, wie sie in Europa heute manchen Staatskötern angesonnen werden, dürfte ich meinem Samiel nicht zumuthen, sonst..."

Mit raschem Satz war der Hund aufgesprungen und stürmte nun unter wüthendem Gebell querfeldein. Den schneeweißen Spitz hatte noch kein Menschenkind je bellen gehört. Er muß in der Weihnacht hinter Tempelhof Ungeheures vernommen haben, daß er die gute Sitte so völlig vergaß.

Die Freiheit politischer Aeußerung und die Universitäten.

Die Regirung hat in ungewöhnlich feierlicher Form, in ihrem offiziellen Organ, ankündigen lassen, daß sie gegen einen Professor der berliner Universität eine Disziplinarunterſuchung angeordnet hat, weil er in einer Zeitschrift eine ihrer Maßregeln in sehr harten Ausdrücken kritisirt hat. Der Vorgang ist ein durchaus ungewöhnlicher; vielleicht auf Jahrzehnte zurück ist kein ähnlicher nachweisbar. Man hat zwar vor Kurzem gegen einen Privatdozenten der Physik ebenfalls aus politischen Gründen ein Verfahren eingeleitet; aber der Fall lag anders. Der Dr. Arons hatte sich als praktischer Politiker in einer der Regirung mißliebigen Partei bethätigt; nicht also irgend eine bestimmte Meinungäußerung war, so weit die sehr spärlichen öffentlichen Nachrichten über die Sache vermuthen lassen, zum Gegenstande des Vorwurfes gemacht worden, sondern die allgemeine politische Haltung des zur Untersuchung Gezogenen. Die muthige Haltung der berliner Fakultät und die damals noch nicht zu Ungunsten der Privatdozenten verschlechterte Lage der Gesetzgebung haben es zu einem prinzipiellen Austrag der Angelegenheit nicht kommen lassen; der Verklagte wurde mit einer der mildesten Strafformen des Disziplinarverfahrens bedacht und hat sich nach wie vor als Sozialdemokraten bethätigt, ist aber weiterhin unbehelligt geblieben. Die Frage, ob die politische Meinung- und Aeußerungfreiheit der Universitätlehrer in Preußen da aufhört, wo das Bekenntniß zu einer besonders radikalen Oppositionpartei beginnt, ist nicht eigentlich entschieden worden. Die augenblicklich vorliegende Angelegenheit ist ganz anderer Natur; sie ist auch sehr viel besser zu übersehen als die Sache des Dr. Arons. Die inkriminirte Handlung ist ferner viel speziellerer Natur als damals und wieder politisch sehr viel weniger radikal, sehr viel weniger oppositionell. Wer sich als Sozialdemokraten bekennt, übt an der Politik der Regirung eine unvergleichlich schärfere und unvergleichlich weiter tragende Kritik, als wer ihre Dänen-Ausweisungen noch so scharf und heftig angreift. Aber man sieht gleich, daß die Bedeutung des augenblicklichen Falles durch diesen Umstand nicht verringert, sondern erhöht wird. Ein Universitätlehrer macht sich nach der Meinung der Regirung dann strafbar, wenn er auch nur eine ihrer Maßnahmen angreift. Und er thut Das selbst in dem besonderen Falle, der auf Professor Delbrück sicherlich zutrifft, wenn er in vielen anderen wichtigeren Dingen ihr erklärter Anhänger ist und öffentlich für viele, ja die meisten ihrer Absichten eintritt.

Die Frage, ob diese Meinung die richtige ist, werden zunächst die Juristen als vor ihr Forum gehörig entscheiden wollen. In ihre Meinung in politisch kritischen Fällen allzu viel Vertrauen zu setzen, ist man heute nicht sehr geneigt. Wir Laien werden von ihnen fortwährend dahin belehrt, daß

alle Streitigkeiten, die überhaupt zwischen Himmel und Erde entstehen können, von ihnen deshalb unparteiisch geschlichtet und entschieden würden, weil sie ihr Urtheil lediglich nach formalen Gesichtspunkten abzugeben gewohnt seien. Nun sind aber diese formalen Regeln durchaus nicht allzu kasuistisch abgefaßt; sie reichen sehr häufig gerade bis an den Kern der Sache heran, nicht in ihn hinein; und wie viele verschiedene Konsequenzen man aus ihnen für die letzte materielle Entscheidung ziehen kann, Das haben wir in letzter Zeit unerfreulich oft erfahren müssen, wenn die Gerichte mit politischen oder sozialpolitischen Angelegenheiten befaßt wurden. Die Atmosphäre politisch erregter Zeiten macht eben nicht Halt vor der Toga des Richters, sondern dringt ihm eben so in Kopf und Herz wie anderen Staatsbürgern. Und wenn ein so hochstehendes Richterthum wie das unserige auch Tag für Tag ehrlich darum kämpft, sich gegen diesen gefährlichsten Feind der Gerechtigkeit, gegen das innere, meist gar unbewußte Vorurtheil zu wehren, so hat man leider, leider doch den Eindruck, als sei der Wille zu diesem Kampf nicht mehr so stark wie wohl früher.

In dem Verfahren, das bei Disziplinarunterſuchungen eingeschlagen wird, sind aber die Chancen für den Angeklagten noch geringer als vor einem rein richterlichen Hofe. Auch hier ist zwar sicherlich die beste Absicht vorhanden, ohne Rücksicht auf die Materie nur nach formalen Gesichtspunkten zu entscheiden; aber der Staat hat, als er dieses besondere, nicht-gerichtliche Verfahren einrichtete, unzweifelhaft seinen politischen Zwecken neben den rein rechtlichen Rechnung tragen wollen. Ist nun die höchste politische Behörde des Staates, die obere Instanz dieses Prozeßweges, wie in diesem Falle zugleich Kläger, Partei und Richter und ist das Delikt, um das es sich handelt, ein rein politisches, so wird man sich des Gedankens nicht erwehren können, daß hier überhaupt keine richterliche, sondern eine wenigstens zum überwiegenden Theil politische Behandlung des Verfahrens beabsichtigt ist. Wäre Das nicht der Fall, so hätte man gegen den Professor Delbrück schwerlich überhaupt eine Untersuchung eröffnen können; denn daß auf seine Kritik die Voraussetzung des Gesetzes, nach der der Angeklagte sich der Achtung, des Ansehens oder des Vertrauens unwürdig gezeigt haben muß, in bürgerlichem Sinne zutrifft, nimmt die Regirung selbst wohl kaum an.

So läuft denn Alles, wie es zunächst scheint, auf eine politische Aktion hinaus; und die Vertheidiger der Maßregel werden Das auch ohne Weiteres zugeben. Um so nothwendiger ist es, auf die politischen Gefahren hinzuweisen, die ein solches Vorgehen in sich birgt.

Zunächst legt es die Befürchtung nahe, daß man es jetzt in Preußen mit der Freiheit der Wissenschaft nicht mehr so ernst nimmt, wie es bisher guter Tradition nach geschah. Gelehrte Arbeit ist heute fast immer durch ihren geringen ökonomischen Ertrag auf die Personalunion mit einem

Unterrichtsamt, d. h. in der Regel mit Staatsdienst, angewiesen. Daraus kann aber nimmermehr für den Forscher die Pflicht erwachsen, seine wissenschaftliche und schriftstellerische Thätigkeit als nun gewissermaßen ebenfalls in den Dienst des Staates gestellt anzusehen. Daß dadurch die Forschung grundsätzlich geschädigt würde, ist offenbar; denn sobald sie die Wahrheit nicht mehr allein um der Wahrheit selbst willen sucht, bringt sie sich um den besten Lohn ihres Mühens. Hegt sie Hintergedanken — und mag man sie tausendmal als patriotisch oder national preisen —, so fälscht sie selbst ihre Arbeit. Ganz im Gegentheil: aus diesem Verhältniß zwischen Wissenschaft und staatlichem Lehramt erwächst dem Staat die edle Pflicht, daß er sein materielles Uebergewicht nicht zum Nachtheil der gelehrten Thätigkeit, die er fördern will, mißbraucht. Der Wissenschaft, der er durch den ihr dargebotenen Unterschlupf äußeren Vortheil gewährt, soll er nicht dadurch, daß er ihr irgend welche Vorschriften macht, einen inneren Schaden zufügen, der ungleich größer wäre als jener Nutzen. In sehr vielen Fällen wird die Erfüllung dieser Pflicht den Staat nur sehr geringe Selbstüberwindung kosten. Die Freiheit der Forschungen im Bereich der Physik oder der Assyriologie zu respektiren, wird ihm nicht schwer fallen. Um so größer wird für ihn die Versuchung sein, Historiker, Nationalökonomen, Soziologen und theoretische Politiker und, falls er sich in den Dienst eines kirchlichen Bekenntnisses stellt, auch Theologen und Philosophen zu beeinflussen. Bisher ist es preußische Tradition gewesen, solche Schutzmaßregeln überflüssig erscheinen zu lassen. Ob im neunzehnten Jahrhundert überhaupt jemals einem Universitätlehrer amtlich Vorwürfe wegen seiner schriftstellerischen Thätigkeit gemacht worden sind? Unser Staat war sich bisher der Pflichten bewußt, die ihm das nobile officium seiner Leistungen für die geistige Kultur und die eigenthümliche Doppelstellung der von ihm im Universitätdienst beschäftigten und auch materiell unterstützten Gelehrten auferlegte. Er hat, so viel ich weiß, seit sehr langer Zeit — vielleicht seit Kants Censurangelegenheit — dieses materielle Uebergewicht nicht benutzt, um störend in die Thätigkeit der Gelehrten einzugreifen. Jetzt scheint diese gute Ueberlieferung ins Wanken kommen zu sollen.

Man wendet zwar ein, der vorliegende Fall involvire nicht die Aeußerung eines Forschers, sondern eines Gelehrten, der in diesem Falle als Politiker aufgetreten sei. Darauf aber ist zu erwidern, daß so feine Distinktionen für die Rechtsprechung an sich unerfreuliche Folgen zu haben pflegen; sehr viel gröbere Unterscheidungen werden in der Hand ganz unparteiischer Richter der Anlaß zu üblen Interpretationkünsten; und es ist gar nicht abzusehen, wie ähnliche Urtheile nicht auch das Ergebniß von Studien zur politischen Theorie oder zur neuesten Geschichte sein könnten. Für nichts auf der Welt gilt der Satz principiis obsta so uneingeschränkt wie für politische Verhält-

nisse. Und fängt man einmal an, die Schriftstellerei der Universitätlehrer zu kontroliren und sich über sie eine Aufsichtgewalt anzumaßen, so liegt die Gefahr sehr nahe, daß man nicht bei publizistischen Erzeugnissen stehen bleiben wird. Man lege sich nur einmal die Frage vor, ob die Regirung nicht eben so verfahren wäre, wenn der Professor Delbrück seine Bemerkungen über die Dänen-Ausweisungen etwa in einen historischen Aufsatz über den Krieg von 1864 eingeflochten hätte.

Deshalb also werden die Universitäten gut thun, wenn sie schon heute überlegen, wie sie ihre Unabhängigkeit wahren. Und es kann gar nicht nachdrücklich genug darauf hingewiesen werden, daß es sich hier um eins der wichtigsten geistigen Güter unseres Volkes handelt. Der Staat ist ja nur der Beauftragte und Mandatar des Volkes; das deutsche Volk aber hat ein unvergleichlich viel höheres Interesse daran, daß seine Gelehrten ihre Forschungen so unbefangen und unparteiisch, wie es ihnen nur möglich ist, betreiben, als daß etwa, wie in diesem Fall, einige hohe Beamte an der Form eines Tadels Aergerniß nehmen, den ein zufällig nebenbei noch im Staatsdienst stehender Gelehrter über ihre Maßnahmen ausspricht.

Doch hat die vorliegende Angelegenheit noch eine andere Seite. Gesetzt, die Regirung wäre fest entschlossen, nur die publizistische und nicht die wissenschaftliche Schriftstellerei der Universitätlehrer unter Aufsicht zu stellen, so wird man auch dagegen sehr entschieden Front machen müssen. Warum sollen denn die Angestellten des Staates ihrer staatsbürgerlichen Rechte, zu denen die freie politische Meinungäußerung gerechnet zu werden pflegt, verlustig gehen? Der Staat beschränkt mit Fug seinen politischen Beamten dies Recht; aber wo will er auch nur den Schein eines Grundes dafür finden, daß auch den übrigen von ihm Angestellten diese Fessel auferlegt wird? Man rechne doch einmal nach, ein wie hoher Prozentsatz der politisch Gebildeten in Preußen im direkten oder indirekten Staatsdienste steht. Ist man nun vielleicht der Meinung, daß unser politisches Leben so reich an Gedanken und Originalität ist, daß man alle Richter, alle Gemeindebeamten, alle Lehrer, alle Professoren, d. h. etwa die Hälfte aller zu politischem Urtheil besonders Befähigten, mundtot machen kann? Und wenn ja, mit welchem Rechtsgrund?

Freilich, wer die politische Entwickelung unseres Landes in den letzten Jahren aufmerksam verfolgt hat, wundert sich über diesen neuen Vorstoß zur Schmälerung staatsbürgerlicher Rechte nicht. Er ist nur ein neues Symptom einer politischen Tendenz, die sich schon geraume Zeit fühlbar macht, des Strebens, die Uebermacht des Staates dem Einzelnen und seinen Rechten gegenüber immer weiter auszudehnen. Namentlich der Historiker, der die Zeiten des blühenden Absolutismus kennt, fragt sich oft erstaunt, worin denn die

Vorzüge unseres Konstitutionalismus vor jenen Zeiten bestehen. Er wird, auch wenn er alles Andere eher als ein Reaktionär ist und wenn er das unumschränkte Königthum für eine Staatsform hält, die unwiderruflich zu den historischen Toten versammelt ist, unwillkürlich zum laudator temporis acti. So merkwürdig es klingt: die Monarchie hat, so lange sie sehr stark war, und da, wo sie gesund war, wie in Preußen, in vielen Stücken auf die Geister der Menschen nicht einen so starken Druck ausgeübt wie heute, da sie von konstitutionellen Schranken umgeben ist. Es ist doch wahrlich kein Zufall, daß der Jammer unserer Majestätbeleidigungprozesse, der immer stärker anschwillt und nachgerade den Zorn jedes selbstbewußten Deutschen herausfordern sollte, in der ganzen langen Zeit, in der Brandenburg und Preußen wirklich absolutistisch regirt worden ist, d. h. vom Großen Kurfürsten bis zu Friedrich Wilhelm dem Dritten, nicht seinesgleichen hat. Und man bilde sich nicht etwa ein, diese Periode sei von Anfang bis zu Ende so beherrscht von monarchischen Gedanken und so autoritätgläubig gewesen, daß es eines Schutzes der Majestät nicht bedurft hätte, daß sie überhaupt nicht beleidigt worden sei. Man braucht, um sich des Gegentheiles bewußt zu werden, durchaus nicht nur an die Regirung Friedrichs des Großen oder an den Pasquillenhagel gegen Friedrich Wilhelm den Zweiten zu denken. Oder glaubt man, daß die ostpreußischen Edelleute, die dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm fast eine Revolution im Lande erregt haben und die damals zu unnützer Höflichkeit noch sehr viel weniger geneigt waren als heute, sich dreimal verneigt haben, wenn sie den Namen ihres von Herzen gehaßten Landesherrn nannten, oder daß die märkischen Junker vom Schlage des Freiherrn von der Marwitz von Friedrich Wilhelm dem Dritten in den Formen des heutigen allerunterthänigsten Kurialstiles gesprochen haben? Wie soll die Historie, die die heutigen mit damaligen Zuständen vergleicht, anders urtheilen, als daß die formelle Macht der Krone in unseren Tagen zwar einigermaßen — wenn auch sehr viel weniger, als der Buchstabe unserer Verfassung es vermuthen läßt — beschränkt ist, daß der Geist der Unterthänigkeit, einer servilen, sich selbst entmündigenden Unterthänigkeit aber zugenommen hat? Niemals aber hat die Geschichte eines Volkes solchen Verlust an Mannhaftigkeit und Selbstbewußtsein des Einzelnen verzeichnet, ohne daß ihm daraus nicht nur für den Augenblick, sondern auch für eine spätere Zukunft ernstlicher Schaden erwachsen wäre.

Freilich wäre es auch die Sache des Richterthumes, hier Wandel zu schaffen. Aber solcher politische Ehrgeiz ist ihm, so scheint es, gänzlich abhanden gekommen und ein ganz anderer hat sich seiner bemächtigt. Wir sehen eben staunend zu, wie der hohe französische Richterstand sich anschickt, gegenüber dem Geheul der Gasse und dem stärksten Druck einer klerikalen und prä-

torianischen Nebenregirung unbeirrt das Recht in einem schrecklich verworrenen Fall zu suchen, und man hat den Eindruck, als wären in ihm die glorreichen Traditionen des alten französischen Richterthumes wieder zum Leben erwacht, — des selben Richterthumes, das in den furchtbaren Bürgerkriegen im sechzehnten Jahrhundert unter dem großen Kanzler l'Hôpital so tapfer, wenn auch leider vergeblich, den rettenden Gedanken eines konstitutionellen Königthumes verfocht, in der Mitte zwischen einem zuchtlosen Adel und einer Krone, deren Politik kläglich von absolutistischen Wünschen zu haltloser Schwäche schwankte, des selben Richterthumes, das noch der übermächtig gewordenen absoluten Monarchie gegenüber im pariser Parlament sich Haltung bewahrte: ein Häuflein Richter allein von einem ganzen bis in den Staub gedemüthigten Volke. Und dabei fehlt es auch unserem Richterthum nicht an so glänzenden Beispielen, wenn sie auch nicht an das Licht der Oeffentlichkeit gebracht wurden, sondern im Dunkel der Akten verborgen blieben. Da ist der Großkanzler Fürst, der Friedrich dem Großen so tapfer entgegentrat, als er in übereiltem Edelmuth — an diesem Könige waren auch die Fehler groß — einen Akt eigenmächtiger Jurisdiktion beging, da ist vor Allem aber jener mit Unrecht so gänzlich unbekannte Fiskaladvokat — d. h. Staatsanwalt — Duhram, der in einem der wenigen Fälle, in denen sich ein Hohenzoller gröblich an den Pflichten seines königlichen Amtes vergangen hat, seinem Könige — es war Friedrich der Erste — so gründlich die Wahrheit gesagt hat. Der wagte es, dem Monarchen unverblümt die einzelnen Mißgriffe eines Aktes willkürlicher Kabinetsjustiz darzulegen, und schloß mit den Worten: „Ich habe geglaubt, diesen schlechten Zustand des Prozesses Ew. Königlichen Majestät getreulich eröffnen zu sollen, weil mein Herr der König ist wie ein Engel Gottes, daß er Gutes und Böses hören kann.“ Wann werden die Zeiten wieder kommen, in denen ein preußischer Richter oder Staatsanwalt es wagt, dem Herrscher in einem politischen Prozeß, der noch dazu auf ein ganz persönliches Eingreifen des Monarchen zurückgeht, so gegenüberzutreten? Unsere höchsten Gerichte sind lieber bemüht, die Judikatur des Groben Unfugs mit immer neuen Spezialitäten auszustatten und diesen auf Studentenstreiche und ähnlich harmlose Thorheiten gemünzten Paragraphen als ein Strafgesetz gegen politische und sozialpolitische Vergehen zu interpretiren.

Und dazu nun die Machtlosigkeit unseres Parlamentes!.. Das allgemeine Wahlrecht mag in den heutigen Stadien der sozialen und geistigen Entwickelung unseres Volkes tausend Mängel haben, — es ist trotzdem eine politische Nothwendigkeit. Aber wie jammervolle Resultate bringt es hervor: ein Parlament, das nicht wagt, Parlament zu sein, das jedem Wink der Krone sich beugt und neben unserem starken Beamtenthum eine geradezu beschämend einflußlose Rolle spielt! In Nordamerika pflegt man

heute, wenn man die absolutistisch regirten Staaten Europas aufzählt, in aller Harmlosigkeit Rußland, Deutschland und die Türkei zu nennen. Das mag eine Uebertreibung sein, aber es trifft die Wahrheit besser, als wenn man Deutschland unter die überwiegend konstitutionell regirten Staaten rechnen wollte. Ein unvergleichlich viel schwerer wiegendes Gewicht hat das Urtheil des Mannes, der das Deutsche Reich gegründet hat, in die Wagschale zu werfen. Und er hat in der letzten großen Rede, mit der er öffentlich in die politische Aktion eingriff, 1892 in Jena, ganz unumwunden erklärt, daß ihm jetzt eher das Parlament als die Krone der Stärkung zu bedürfen scheine. Hat man wohl einmal überlegt, was Das heißen will in dem Munde des Staatsmannes, der in der inneren Politik während seiner ganzen Thätigkeit für nichts so konsequent und so leidenschaftlich gekämpft hat wie für die Stärkung der monarchischen auf Kosten der parlamentarischen Gewalt?

Wann aber hätte je unser Reichstag oder gar der preußische Landtag in den letzten Jahren genug Machtbewußtsein gehabt, um irgend einen Uebergriff der Regirung zurückzuweisen? Gewiß: an Reden und Minoritätbeschlüssen hat es nicht gefehlt, aber wirksamen Schutz gegen die Gewalt des Staates wird sich heute Keiner von unseren Parlamenten erhoffen dürfen. Darum ist zu wünschen, daß in dem besonderen Falle, von dem diese Darlegung ausgeht, die Universitäten selbst die Rechte ihrer Mitglieder wahren und unter Hintansetzung politischer oder wissenschaftlicher Parteiungen sich Dessen annehmen, an den nun zufällig die Reihe zuerst gekommen ist.

Ihre Stellung ist trotz allen Minderungen noch heute eine privilegirte; ein Wenig von ihrer alten Selbständigkeit ist ihnen doch geblieben und ganz und gar in das bureaukratische Schema der vor- und nachgeordneten Behörden hat man sie noch nicht zwingen können. Aber größere Freiheiten legen auch größere Pflichten der Selbstachtung auf.

Wer jedoch, wie der Schreiber dieser Zeilen, nicht hoch genug in der akademischen Hierarchie steht, um auf die Beschlüsse der Fakultäten einzuwirken, muß auf diesem Wege versuchen, gehört zu werden. Er thut es Niemandem zu Liebe oder zu Leide, er steht zu dem durch das Vorgehen der Regirung Betroffenen in keinerlei näherer Beziehung und ist auch kein übergangener Grollender. Er ist nur der Meinung, daß in diesem Falle nöthig war, das Solidaritätgefühl zu bethätigen, ohne das kein Stand sich zu behaupten vermag. Es könnte sonst noch dahin kommen, daß man auch uns akademischen Lehrern, wie den Postbeamten, vorschreibt, welche Zeitungen wir lesen dürfen und welche nicht. So viel ich weiß, hat ein besonders „patriotischer" Mann diesen Vorschlag schon für alle Beamten, also auch für uns, gemacht.

Wilmersdorf. Dr. phil. Kurt Breysig,
außerordentlicher Professor.

Gedichte.

Das Roſengrab.

Du liegſt geborgen unter blühenden Roſen,
Läßt mich allein
Im Kampfe mit Verrath und allen Schmerzen
Der Lebenspein.

Warum ſchnitt nicht auch mir der Tod den Faden
Des Daſeins ab?
Ein Dornenpfad iſts; ſeine Roſen blühen
Zu ſpät am Grab.

Erſt wenn ein edler Mund für immer ſchweiget,
Verſtummt der Neid;
Der Tod bringt Freunde, Kränze, Lob und Frieden,
Das Leben Streit.

Sollt' mir für jeden Dorn einſt eine Roſe
Beſchieden ſein,
So wird mein Grabeshügel, wie der Deine:
Ein Roſenhain.

Allein.

Ich pflanzte einen Baum vor meiner Thür
Und pflegte ihn mit Liebe für und für.
Ein Reh zog ich mir auf, ſo ſanft und klug,
Fraß aus der Hand und trank aus meinem Krug.

Ich hatt' auch einen muntern Spielgenoſſ',
Er ward mein Freund, den ich ins Herze ſchloß.
Der Baum zerbrach im Sturm. Das Reh ſtarb hin.
Der Freund war falſch. Schmerz iſt des Lebens Sinn.

Tiefe Stille.

Auf dem schmalen Brückenstege
Lehn' ich einsam am Geländer,
Stille rings; der Abendhimmel
Hüllt sich schon in Nachtgewänder.

Heimlich unter dunklen Weiden
Gleitet leis der Bach vorüber,
Bunte Blumen blühn am Rande,
Neigen liebend sich darüber.

Stille rings, — selbst Wind und Weiden
Ruhen träumend, schlafumfangen, —
Da erglänzt der Wasserspiegel,
Mond ist milde aufgegangen.

Wie ich schaue, schläft mein Sehnen,
Alle Sinne Frieden trinken,
In ein Meer von sanften Träumen
Fühl' ich mein Gemüth versinken.

Mein Glück.

Der sanften Schwermuth dunkle Flügel schweben
Geheimnißvoll mir wieder um das Haupt.
O stille Trauer, Du hast meinem Leben
Viel mehr gegeben, als Du ihm geraubt.

Entweichst Du, bin ich einsam unter Allen,
Das Auge schmerzt im nüchtern grellen Licht,
Laß Deine Schleier schützend mich umwallen,
O Du mein Glück, mein Träumen, mein Gedicht!

Verzicht.

Spät reicht das Leben mir den vollen Becher,
Berauschend, sinnbethörend blinkt der Wein,
Es pocht das Herz im heißen Freudverlangen,
Ein einzig Mal nur möcht' es glücklich sein.

Einst griff auch ich nach Aphroditens Rosen,
Doch streift' ich nur der Götttin Mantelsaum;
Sie warf mir zu als hehre Göttergaben
Die Sehnsucht und den Schmerz nach kurzem Traum.

Nun reichst Du mir den Kranz von blühnden Rosen —
Ein Schrei, — und schnell verstummt wend' ich mich ab.
Der Jugend ziemt der Kranz. Ich trage Blumen
Zum ersten und zum letzten Mal im Grab.

Elisabeth Gnauck-Kühne.

Heilige Erde.

I.

Soll ich Dich nicht lieben,
Meiner Erde Reich?
Wer ist denn im Trüben
Dir an Tröstung gleich!
Ist Dein Muth am Ende,
Sag' ihr nicht Ade.
Ihre starken Hände
Lösen Haß und Weh.

Tief im Grund gequollen,
Drängt sich um Gestein
Brot aus braunen Schollen
Und geweihter Wein.
Trinkst Du von dem Weine,
Brichst Du von der Frucht,
Bettelst Du um keine
Fremde Himmelsflucht.

Herz, das nie gesundet,
Brust, die heimlich büßt,
Seele, tief verwundet ...
Erde kommt und grüßt.
Oeffnet jedem Frager
Schweigend ein Gemach;
Erde wird sein Lager,
Erde wird sein Dach.

II.

Da ich über blaue Weiten
Meine Sehnsucht ausgesandt,
Ueberm Thal der Erdenbreiten
Meine Flügel ausgespannt, —
Wo die reinen Sphären singen,
Glänzte mein geschmücktes Kleid,
Losgelöst die goldnen Schwingen
Von bedrückter Sterblichkeit.

Eine Stimme kam zu singen:
„Ach, thu' ab Dein Feierkleid;
Ewig liegt auf Deinen Schwingen
Grauer Staub der Niedrigkeit.

Ströme nicht noch dunkle Meere
Wogen Deine Seele rein;
Armer Sohn der Erdenschwere,
Diese Wolkenwelt ist mein!

Sieh, die wundervolle Erde,
Wo der Schmerz das Szepter hält,
Werde Herr von Fehl und Fährde,
Herrscher von beglückter Welt!
Dann auf lichtgewohner Brücke
Wirst Du in den Himmel gehn
Und im Bogen Deiner Blicke
Alle Sterne leuchten sehn!"

Ludwig Jacobowski.

Herbst.

November wars. Die grauen Nebel spannen
Sich um der Bäume halb entlaubte Aeste,
Die Erde war bedeckt mit welken Blättern.
Wir schritten einsam durch das große Sterben

Rings um uns her und ſannen vor uns hin,
Als plötzlich Etwas unſre Blicke bannte.
Ein dürres Blatt, ſo glaubt' ich, fiele nieder,
Gelöſt vom Baume, auf die feuchte Erde.
Doch wars kein Blatt. Ein armer kleiner Falter
Flog, ängſtlich flatternd, ſcheu an uns vorüber.
Ihm folgte bald ein zweiter, todesmatt.
Den Lenz zu finden, wähnten wohl die Beiden
Und hellen Sonnenſchein und frohes Lieben.
Gleich zwei Verirrten, flatterten ſie angſtvoll
Und ließen ſchon die zarten Flügel hängen,
Sich ſtill bereitend auf den nahen Tod.

Die Ihr zu ſpät geboren
Und einſam nun, verloren,
Nach Eurem Lenze ruft:
Möcht' retten Euer Leben
Und Euch die Sonne geben
Und holder Blumen Duft.

Ihr ſinkt dahin, Ihr Armen,
Der Herbſt hat kein Erbarmen,
Weiß nichts von Luſt und Glück.
Im Herbſte heißts, entſagen:
Es ruft kein eitles Klagen
Den Frühling je zurück.

Wir gingen langſam weiter. Schritt vor Schritt
Zog dürres Laub und blaſſer Nebel mit.

Der Abend brach in fahlem Grau herein,
Da ſagteſt Du: Sie trauern nicht allein.

Gar Viele giebt es, die das Glück belog,
Die liſtig man um ihren Lenz betrog.

Dann haſt Du ſtill Dich von mir abgewandt.
Ich aber faßte leiſe Deine Hand:

Du armes Menſchenkind, ja wohl, Du weißt,
Was ſeinem Frühling nachzuweinen heißt!

Was Du erſehnt und was erträumt,
Es ward geknickt und ward zerpflückt.
Du haſt den ſchönen Lenz verſäumt
Und Alles faſt iſt Dir mißglückt.
Für Andre kommt der Lenz mit Schall
Und frohem Jauchzen, hellem Gruß:
Nur Dir ſang keine Nachtigal,
Nie fühlteſt Du der Liebe Kuß.
Du blickſt zurück: wie bald, wie bald
Wars mit der Jugendzeit vorbei.
Novemberartig trüb und kalt:
So wars für Dich in Deinem Mai.

Er war Dir viel, er war entſetzlich,
Verderblich viel Dir Jahre lang.
Wie eine Krankheit kams: ſo plötzlich,
Und lange, lange warſt Du krank.

Du wollteſt ihm Dein ganzes Leben,
Du wollteſt ihm Dein ganzes Sein
Mit beiden Händen freudig geben, —
Und bliebſt mit Deiner Lieb' allein.

Wie heiß Du auch vor ihm gerungen:
Er hat im Herzen nichts verſpürt,
In ſeiner Bruſt iſt nichts erklungen,
Dein Lieben hat ihn nie gerührt.

Er wars nicht werth! Da hieß es, morden
Dies Lieben, das Dich nie beglückt.
Doch war es ſchon zu groß geworden
Es währte lang', bis Dus erdrückt.

Und alles Das, — es iſt geweſen,
Wie endlich Alles doch zerſtiebt.
Nur fühl' ich erſt, ſeit Du geneſen,
Wie namenlos Du ihn geliebt.

Denn es iſt aus. Mit Deinem Lieben
Begrubſt Du Alles, Glück und Noth.
Das Leben nur iſt Dir geblieben,
Das nackte Leben. Wärſt Du tot!

Emil Marriot.

Gustav Croy.

Von einem sehr merkwürdigen Talente, das sich kräftig zu regen beginnt, sei mir hier zu sprechen gestattet: von einem jungen Zeichner, der mehr und Größeres zu verheißen scheinen müßte, wäre es nicht ein österreichisches Grundübel, mehr zu versprechen, als man späterhin halten kann.

Es war zu Beginn des Herbstes, als mir ein jüngerer Freund, ein begabter Lyriker, Paul Wilhelm, der seine Ferien in Reichenberg in Böhmen verbrachte, zuerst Mittheilung von Gustav Croy machte. Was er erzählte, erweckte Theilnahme. Ein Bahnbeamter ohne jede eigentlich künstlerische Vorbildung hatte seine Braut in der Nähe Reichenbergs. Auf Karten, die er ihr als Liebesgrüße gesendet, habe er höchst geistreiche Zeichnungen entworfen. Die alte Geschichte von der Liebe, die schlummernde Gaben weckt, von der Sehnsucht, zu gefallen, die uns Alle das Pfauenrad schlagen lehrt. Der Kustos des nordböhmischen Gewerbemuseums, der sehr tüchtige Fachmann Gustav Pazaurek, ein Mensch von vielseitigen Interessen, sei dadurch auf den jungen Mann aufmerksam geworden und bemüht, den Antheil weiterer Kreise wach zu rütteln.

Deutschböhmischen Entdeckungen muß man in der Regel mit wissen Vorsicht nahen. Denn bei dem ungeheuren Kampfe, den zwei höchst begabte und unversöhnlich verfeindete Volksstämme hier auf sämmtlichen Gebieten des öffentlichen Lebens führen, leidet natürlich das Urtheil einigermaßen. Man will sich vom Widersacher in nichts übertrumpfen lassen; und so gesteht man dem Kampfgenossen, mit dem Schulter an Schulter man einer immer mächtiger andrängenden Sturmfluth Stand zu halten hat, gern auch reichere Gaben zu, als die Menschen an ihm zu finden vermögen, die nicht die gleiche Fehde schlagen. Hier aber sind wirklich reiche Gaben, die vielleicht nur der günstigen Stunde harren, um schöne und eigene Früchte zu zeitigen.

Es ist vor Allem in diesen etlichen sechzig Blättern, entstanden während der Sommermonate zweier Jahre, eine sehr starke Erfindung. Als ein gebildeter Mensch, in Sprachen und Dichtung bewandert, wird Croy niemals platt; und er hat jenes ganz moderne Kunstgefühl, das dem Geschaffenen gleich den würdigen Rahmen mitgiebt. Eigentlich wird ja ein Bild erst durch den Rahmen abgeschlossen und also fertig. Er umgiebt nun seine Zeichnungen gern mit Ornamenten, in denen ein großer Reichthum an Einfällen, ein sicheres Stilgefühl sich offenbart, daß man die Zuthat als durchaus nothwendig erkennt. Arabesken umschließen sie oder der Grundgedanke setzt sich in launiger Weise am Rande fort.

Er hat ein lebendiges Naturgefühl. Es sind unter den Blättern einige, die in dieser Hinsicht erstaunlich sind. So eine Ansicht des Hradschin, vom Moldaukai aus. Zwei Männer an der Brustwehr; Bäume in nebelige

Luft steigend; der breite Strom; drüben, im Dunst verschwimmend, die Stadt der Paläste und der großen Erinnerungen. Ueberhaupt habe ich Baumschlag, außer von einem anderen Böhmen, dem viel zu wenig gekannten Marak, noch kaum besser gezeichnet gesehen. Und auch in düstere Stimmungen versenkt er sich gern. Gespenstisch huscht der Tod durch den Wald und bedroht von rückwärts ein ahnungloses Menschenkind. Dies ist hingehaucht; bläulich im Ton. Nicht umsonst schluchzt das slavische Volkslied in einer unstillbaren Trauer; nicht umsonst umgiebt Einen Prag mit seiner düsteren Größe. Ragt doch der Burgberg über die Stadt wie ein Katafalk, auf dem die Leiche eines Unbekannten, Gewaltigen zur Schau liegt.

Gesellschaftszenen macht er gern und mit einer französischen Weichlichkeit. Da ist ein Frühlingssonntag mit allerhand geputztem und lustwandelndem Volk in Baumgarten, einem vielbeliebten Ausflugsort der Prager. Noch stehen die Bäume gleich Besen. Aber schon drängts zum Grünen und ins Freie. Jede Person aus Vielen ist charakterisirt. Oder Kaffeehausstimmungen: kleine Bildchen, fertig, leicht und geschmackvoll in der Farbe. Man sieht, wo ers gesehen hat; aber wunderwürdig ist es, was sich der Mann Alles nach Zeitschriften und ohne andere Unterweisung als die Kunst in sich angeeignet hat. Dreimal sendet er sich selber der Braut. Einmal mit einem Freunde im Wirthshaus, versunken in Betrachtung ihres Bildes; wieder einmal ganz ausgeführt, ein Bildniß, das man sich gern gerahmt an die Wand hinge, mit einem ganz übermüthigen Grinsen, halb gutlaunig, halb verstockt. Oder endlich einmal mit kräftigen, breiten Strichen ohne Schatten hingezeichnet. Es ist etwas so Gesundes in ihm, wie er da mit starken und nach allem Großen dieser Erde hungrigen Zähnen in die Welt hineinlacht.

Wiederum kommen so ganz deutsche Einfälle. Es will lenzen. Und ein Heinzelmännchen im rothen Röckchen hat sich auf die Erde hingeworfen und will das Gras wachsen hören. Oder „Lache Bajazzo!" Da ist in diesem Hanswurst eine tötliche Trauer, in der ganzen Haltung ein so unbändiges Verzagen! Nicht ein Blatt ist einseitig oder lüderlich. Was fehlt, sind Kleinigkeiten, die in der Kunst freilich das meiste Studium begehren. So gerathen ihm Hände und Füße in der Regel sehr übel; da widerfahren ihm ganz böse Verzeichnungen. Idealische Figuren fallen ihm ganz in die Konvention. Dabei aber strebt sein Ganzes zum Stil. Auch größere Blätter liegen vor. Sie geben Zeugniß von einem sicheren Geschmack. Seine Meister schlagen durch. Uebel gewählt, wenn man dort, wo Einen eine innere Stimme hinzieht, von Wahl sprechen darf, sind sie nicht. Die Motive sind eigen. Ein Faun als Wasserspeier —: Der hat Recht: Das ist kein Getränk für einen Faun! Hier merkt man Stuck. Eine Landschaft mit weiten Horizonten: Bäume am schweigenden Wasser, das den Milchopal des Himmels spiegelt; eine Villa.

Das ist Boecklin, aber Einer, dessen sich der Meister der geheimnißvollen Stimmunglandschaft nicht eben schämen müßte. Faune, die sich im See beglotzen. Endlich ein höchst merkwürdiger und schon durch sein Sinnreiches packender Einfall. Eine furchtbare Schlucht im Gebirge. Gethürmte Quadern. Eingedrängt zwischen die Steilwände ein Greis, asketisch abgehärmt, fast bis zum Skelett abgezehrt. Er fürchtet den Sturz ins Unermessene und die schrecklich langen und dürren Finger sind in verzweifeltem Griff ins Gestein gekrallt. Ueber seine Brust aber rieselt der Bach: ins Ungemessene, ins Bodenlose rinnt er: der Wasserfall.

So, und wie er mir heute schon erscheint, ist er mindestens ein Illustrator sehr hohen Ranges, mit einer eindringenden und durchaus gestaltenden Einbildungskraft begabt. Bewährt hat er sich in diesem Sinne schon bei dem Monumentalwerk, das anläßlich des Kaiser-Jubiläums von einem Privatmann, Herrn J. Schnitzer, in einer für uns unerhörten Pracht herausgegeben wird, wo mit die schönsten Entwürfe von ihm sind. Eine eigene künstlerische Physiognomie kündet sich an. Eine Auswahl seiner schönsten Künstlerkarten will demnächst ein wiener Kunsthändler auf den Markt bringen. Aber es wäre schade, käme bei Gustav Croy nicht mehr heraus als ein — wenn auch noch so tüchtiger — Illustrator. Schon sein ausgesprochener Farbensinn müßte Das bedauern lassen; und sein Reichthum an Einfällen, ja an künstlerischen Gedanken soll doch nicht verloren gehen, wo sich so manche Begabung verzettelt.

Ihm den Weg zu öffnen, auf ihn aufmerksam zu machen, war der Zweck dieser Zeilen. Denn er scheint mir im besten Sinn, im innersten Empfinden modern und trotz seiner erstaunlichen Reife immer noch der Entwickelung fähig. Wohin er schreiten wird, ob zu jenen Zielen, zu denen ihn seine Freunde so gern gelangen sähen, ob nicht sein Talent eine Maiblume war, die in ihrem ersten Schuß schon ihr Schönstes giebt —: Das hängt von den Verhältnissen und wohl auch von seinem Wollen ab.

Wien. J. J. David.

Das Geheimniß der Materie.

N'espère pas que, lèvres closes,
Dans la mort jamais tu reposes.
Au milieu des métamorphoses
Immortellement tu vivras.
(Jean Richepin, Les Blasphèmes).

Die Sitzung hatte längst begonnen. Der Angeklagte rührte sich nicht. In sich versunken, schien er für Alles, was um ihn herum geschah, unempfindlich. Er saß zusammengekrümmt, bekleidet mit einem weiten schwarzen Rock, der Falten um die Glieder warf, und nichts war an der unbeweglichen

Gestalt lebendig als die grauen Augen, in denen ab und zu ein kalter Glanz aufzuckte. Das blasse und harte Tageslicht fiel über die ganze Breite des Gerichtssaales durch die hohen Fensterscheiben ohne Vorhänge auf den eckigen Kopf und zeichnete seltsame Schattenlinien auf das Gesicht. Die Jahre hatten den alten Gelehrten, dessen Leben einzig der exakten Erforschung der Natur gewidmet gewesen war, wie in einer versteckten Absicht charakteristisch gekennzeichnet. Es war, als ob alle Züge regelmäßig geometrische Figuren bildeten: ein Dreieck die breite und eigensinnige Stirn unter dem kahlen Vorhaupt, das wie von altem Elfenbein gebildet war, dreieckige Flächen die eingefallenen Wangen zwischen den vorspringenden Backenknochen und dem raubthierartigen Kinn, dreieckige Winkel um die schmalen Lippen, zwischen denen allein noch die Eckzähne hervorblinkten. . . . .

Ab und zu griff er mit der zitternden Hand, die knorrig und fleischlos war, nach den Schläfen und ließ mechanisch eins der wenigen weißen Haarbüschel durch die Finger gleiten. Zwei Anwesende geriethen in lauten Streit: er achtete nicht darauf. Er schien seiner Umgebung entrückt. Auf der Vertheidigerbank, unten, ihm gegenüber verlor sich in dunkler Kleidung die Gestalt einer noch jungen Frau zwischen den Talaren der Advokaten. Ihre großen Augen, aus denen anbetende Verzücktheit strahlte, hefteten sich zärtlich auf den Greis.

Der Vorsitzende, ein in den Gleisen der Berufsroutine alt gewordener Richter, hatte im Gefühl der drohenden Komik der Situation von den vorschriftgemäßen Fragen zur Feststellung der Person abgesehen; war der Angeklagte doch aller Welt bekannt, der Lebenslauf des berühmten Gelehrten in Hunderttausenden von Exemplaren öffentlich verbreitet. Anstatt zu fragen, schnurrte er deshalb nur halblaut herunter: „Ihr Name ist Mortier (Hyacinthe, Louis, Jules) . . . geboren zu Saint-Girons (Ariège), am dreiundzwanzigsten September 1827, unverehelicht. . . . Was haben Sie auf die Anklage zu erwidern?"

Mortier antwortete nichts. Das Publikum, mochte, athemlos vor Spannung, glauben, eine schreckliche Erscheinung habe ihn der Sprache beraubt. . . . Stierte er auf das Gespenst seines Opfers, seiner alten Dienerin, der er Arsenik gegeben hatte? . . . Der alte Gelehrte brütete über Gedanken ohne Anfang und ohne Ende; sein Gehirn sah neue Welten erstehen. Seine Entdeckung schuf eine neue Menschheit: eine Menschheit, die dem Weltenlauf gebot, nicht, wie heute, die Elemente unterjochend und doch zugleich ihrer blinden Macht unterworfen, nein, unbedingt und schrankenlos in absoluter und unvergänglicher Herrschaft . . . . Zu Ende die Jahrtausende der großen Katastrophen, der Leiden und des Jammers, die Wolken gehorchen dem menschlichen Willen, das wilde Meer ruht glatt zu seinen Füßen, der herabstürzende Wildbach folgt seinem Fingerzeig aufwärts zur Quelle . . . Die Natur ist endgiltig besiegt, der Geist triumphirt über die Materie.

Eine scharfe Stimme schnitt in seine Träume: „Wollen Sie endlich antworten, Angeklagter?" fragte ungeduldig der Vorsitzende. „Sie hören, was der Herr Sachverständige gesagt hat: er bestätigt, daß die chemische Analyse unzweifelhafte Spuren von Arsenik im Körper der Verstorbenen ergeben hat . . ."

Die zusammengesunkene Gestalt des Angeklagten reckte sich in die Höhe, wie zum Angriff, um den Gegner zu zermalmen. Der Greis stand aufrecht in seiner ganzen Größe, hart und entschlossen; sein Blick schweifte über die athemlose Menge, traf die großen Augen der jungen Frau, die erzitterte, und den Sachverständigen,

der erschrak. Die Geschworenen richteten, gestützt auf ihre Pulte, ihre Blicke unruhig auf ihn. Er holte tief Athem und sagte dann mit klarer Stimme, zum Kampf bereit:

„Der Herr Sachverständige täuscht sich nicht: jawohl, Marie Chuquet ist an Arsenik gestorben. Aber was ich ihr gab, war nicht Arsenik, sondern Mehl, einfaches weißes Mehl ....“

Ein langes Murmeln ging durch die Zuhörerschaft. Entrüstung oder Staunen? Die Geschworenen, schon jetzt abgespannt, stützen sich von einem Arm auf den anderen und setzten sich wieder in Positur, um besser folgen zu können, und die Richter, denen die unvorhergesehene Wendung interessant schien, streckten ihre Oberkörper in den rothen Talaren über den Gerichtstisch. Zwei Advokaten warfen einander Blicke des Einverständnisses zu, als ob sie den Angeklagten bewunderten, und reckten gleichfalls ihre dünnen Hälse nach der Angeklagebank. Von gegenüber strahlten die beiden großen Augen unverändert, sonderbar kontrastirend mit dem kindlichen Profil der jungen Frau. Der Sachverständige hatte sich durch die wissenschaftliche Autorität Mortiers beengt gefühlt, aber das Gefühl seiner gerichtlichen Unfehlbarkeit gewann alsbald die Oberhand. „Ich kann bestätigen,“ begann er von Neuem feierlich ... Der Alte hörte gar nicht auf ihn und fuhr fort:

„Um mich Ihnen verständlich zu machen, müssen Sie wissen, wie das Alles zugegangen ist... Ich bin genöthigt, Ihnen ein Geheimniß zu enthüllen... Wäre mir beschieden gewesen, es ausreifen zu lassen, zu entwickeln, zu prüfen und durch das Experiment zu verifiziren, dann würde ich vielleicht der Menschheit eine befreiende Entdeckung geschenkt haben. Die Umstände zwingen mich, mit dem unfertigen Problem hervorzutreten, ohne daß ich im Stande bin, es endgiltig zu beantworten ... Aber Sie wollen es, meine Herren von der Justiz. Was ich in diesen schmerzlichen Augenblicken vertheidige, ist weder mein graues Haupt noch meine wissenschaftliche Ehre. Beides gebe ich preis. Es ist meine Idee, die nicht sterben darf“....

Er sprach mit bitterem Accent, die Stimme klang trocken und zischend und ab und zu schnitt er mit einer kurzen Bewegung die Rede ab, wie wenn er glaubte, bereits zu viel gesagt zu haben. Auf der Stirn trat das Dreieck über den Augenbrauen wie ein vertiefter weißer Fleck zurück. Im Saal herrschte dumpfes Schweigen.

„Zu der Zeit, als Marie Chuquet an dem Gifte starb, hatte ich mich bereits fünfzehn Jahre hindurch mit dem Zusammenhang von Suggestion und Verbrechen wissenschaftlich beschäftigt. Ich gelangte zu Ergebnissen, ohne jedoch Zweifel und Unglauben völlig widerlegen zu können. Auch fehlte es mir nicht an Rivalen und Verkleinerern meiner Resultate. Nur zu wohl weiß ich, was von der Bewunderung zu halten ist, die vor einem Gelehrten von Ruf in seinen Kreisen zur Schau getragen wird und doch nicht viel mehr bedeutet als oberflächlichste Umgangsform. Hinter meinem Rücken, scheint es, erklärte man mich für exzentrisch und zuckte die Achseln. Diese stupide Heuchelei der Gesellschaft empörte mich im Innersten. Ich war meiner Sache sicher; ich hielt die Wahrheit in Händen und ich wollte eine Beweisführung wählen, die auch dem stumpfesten Verstand zugänglich wäre. Nur Eins hielt mich zurück: ich scheute davor, ein Menschenleben zu opfern. Zwar achte ich das Leben des Einzelnen an sich für nichts. Der Einzelne repräsentirt nur die Gattung: das Individuum stirbt, die Gattung steht über Zeit und Raum. Was mich beunruhigte, war die Wahl. Warum dieses Leben und nicht jenes? Wer gab mir das Recht, an Stelle des

Schicksals über einen anderen Menschen zu verfügen? Selbst die Vorstellung des allgemeinen Nutzens, dem das Opfer dienen sollte, war nicht stark genug, meine Unruhe zu besiegen . . . Ich kann Niemandem, keinem Herrscher und keiner Gesellschaft, das Recht zuerkennen, über Leben und Tod zu entscheiden. So mußte ich vom wirklichen Verbrechen abstehen, um nicht die Existenz eines Mitmenschen zu vernichten . . . . .“ Der alte Gelehrte hatte sich wiedergefunden, seine Sprache war natürlich und frei, kalt und uninteressirt. Er sprach, wie ein Vortragender vom Lehrstuhl zu seinen Schülern, nur von dem einen Wunsch beseelt, sich mitzutheilen und Andere aufzuklären. Ein Schauer des Geheimnißvollen ging durch die gesammte Hörerschaft, ein nervöser Druck beängstigte Alle, legte sich über ihren Athem und trocknete ihre Gaumen; ein kurzes, krampfiges Husten, besonders der Frauen, nahm zu und bezeichnete die steigende Erregung.

Mortier fuhr fort, auseinanderzusetzen, wie er von dem wirklichen Verbrechen zu einer anderen Beweisführung übergegangen sei: „Das einzige Mittel, die Wirklichkeit des suggerirten Verbrechens einwandfrei für Jedermann zu beweisen, ist das, jeden Zweifel an der Aufrichtigkeit und an dem unbewußten Handeln des Mediums auszuschließen. Um ganz sicher zu sein, wollte ich mich nur auf mich selbst verlassen. Ich nahm gewöhnliches Mehl und that einige Fingerspitzen davon in ein verstöpseltes gläsernes Fläschchen. Dies Fläschchen stellte ich auf den Tisch, an dem das Medium, mit dem ich gewöhnlich arbeitete, Jeanne F., eine junge Arbeiterin von neunzehn Jahren, während ich beschäftigt war, zu lesen pflegte. Das junge Mädchen bemerkte natürlich die Flasche; und ich stellte mich, als ob ich zerstreut gewesen wäre und sagte laut im Tone eines Selbstvorwurfs: „Wie kann man denn Arsenik so offen stehen lassen?“, worauf ich das Fläschchen mit dem angeblichen Gift vor ihren Augen in eine Schublade meines Schreibtisches steckte. Ich wiederholte darauf im hypnotischen Zustande den Versuch und stellte mich an, als ob ich das Medium veranlassen wollte, von dem Mehl einzunehmen. Der Versuch gelang, denn sie erschrak so heftig, daß ich einen Augenblick gleichfalls durch ihren Zustand völlig erschreckt war . . . .

Danach war Alles für den entscheidenden Versuch reif.“

Von Neuem ging ein Schauer durch die Versammlung. Man rückte und schöpfte laut Athem, Jeder fühlte, daß die Erzählung sich dem dramatischen Wendepunkt nähere und daß man alle Kraft zusammennehmen müsse.

„So weit die Erfahrungen des Versuches bisher reichten, lag eine Gefahr nur dann vor, wenn das Medium selbst das vermeintliche Arsenik eingenommen hätte. Anders lag die Sache für eine dritte Person, die ich ihr als Opfer des suggerirten Verbrechens bezeichnen wollte, und ich hätte mich selbst ohne Zögern ganz eben so gern für diese Rolle bestimmt wie meine Aufwärterin. Sie war eben zur Hand und ich hatte keinen Grund, an eine andere Person zu denken.

Eines Morgens regnete es sehr stark, gerade als Jeanne gehen wollte. Ich hieß sie bleiben; sie sollte bei mir frühstücken und warten, bis der Regen nachgelassen hätte. Sie blieb. Der Augenblick schien mir günstig. Während des Frühstücks ging ich nach der Küche, die neben dem Eßzimmer liegt. Ich sah, daß die Aufwärterin sich gerade etwas Wein in ein Glas gegossen hatte, und schickte sie fort, um mir eine Zeitung aus dem benachbarten Laden zu holen. Ich ging ins Speisezimmer zurück und schläferte mein Medium ein. Als

Das gelungen war, sagte ich sehr schroff, ich müsse Marie Chuquet aus der Welt schaffen und sie müsse mir dabei helfen.

„Du weißt, wo das Arsenik ist, hole es, hier ist der Schlüssel."

Sie gehorchte ohne eigentlichen Widerstand und kam mit dem Fläschchen zurück. Ich nahm Etwas von dem Mehl heraus, that es auf ein Stück weißen Papieres und befahl: „Nimm dies Arsenik und schütte es in das Glas, das Marie in der Küche stehen gelassen hat, dann komme zurück."

Ich betonte das Wort „Arsenik" stark, um Jeanne in der Illusion des Arseniks möglichst zu befestigen, und bemühte mich, inzwischen die Vorstellung des Arseniks in meinem eigenen Gehirn festzuhalten, um jede unvorsichtige Störung während des hypnotischen Kontaktes durch abweichende Vorstellungen zu verhindern. Zu meiner vollständigen Genugthuung gehorchte sie nicht sofort; zum ersten Mal lehnte sie sich gegen meinen Willen entschieden auf; aber der Versuch des Widerstandes währte nicht lange. Unterdessen hörte ich Marie Chuquet bereits wieder in das Haus eintreten. Ich wiederholte mit starker Stimme und möglichst drohendem Ausdruck: „Gehorche" ... und sie gehorchte. Als Marie hereinkam und mir die Zeitung brachte, war das junge Mädchen gerade zurück und saß auf seinem Platz, ein Wenig verstört, aber noch immer ohne Bewußtsein.

Ich war zufrieden: das Experiment war gelungen, die Theorie einwandfrei festgestellt. Der Umstand, daß die Täuschung des Mediums über die wirkliche Natur des Pulvers in bewußtem Zustand stattgefunden hatte, und der moralische Widerstand gegen das Verbrechen, der sich bis in den hypnotischen Zustand erstreckt hatte, waren genügende Momente, um meine a priori gefaßte Ueberzeugung von dem unbegrenzten Einfluß des stärkeren Willens auf den schwächeren vollständig zu erhärten.

Wir setzten uns zum Frühstück und in meiner Zufriedenheit über den gelungenen Ausgang hörte ich vergnügt dem leichten Geplauder der kleinen Jeanne zu. Sie blieb bis gegen halb Drei bei mir; inzwischen hatte es aufgehört, zu regnen, und ich begleitete sie selbst bis an die Hausthür.

Als ich zurückkam, deckte Marie im Eßzimmer den Tisch. Mir fiel auf, daß sie äußerst blaß aussah und daß ihre Gesichtszüge verändert waren.

„Was haben Sie, Marie", fragte ich, „fehlt Ihnen Etwas?"

„Ich weiß nicht, was ich habe, aber mir ist ganz übel und sonderbar zu Muth."

„Thut Ihnen Etwas weh?"

„Ja, Alles, am meisten der Magen. Ich glaube, ich werde ohnmächtig."

Dabei fiel sie auch bereits ohnmächtig auf einen Stuhl. Ich begriff nicht, was ihr fehlen konnte. Sie war sechzig Jahre alt, aber kerngesund und kannte, auf dem Lande groß geworden und normal, keinerlei Nervosität. Selbstverständlich suchte ich ihr zu helfen, so gut ich konnte Sie verfiel in Krämpfe und erbrach eine bräunliche mit Blut untermischte Flüssigkeit. Da schoß es mir wie ein Blitz durch den Kopf: Arsenik! Sie ist mit Arsenik vergiftet. ... Ich trug sie auf mein Bett. Sie schrie laut vor Schmerzen und verlangte unaufhörlich zu trinken. Ich hatte kein Gegenmittel zur Hand, keinen Menschen zur Verfügung und konnte nicht zum Apotheker laufen, denn ich durfte sie nicht allein lassen. Ich versuchte, weiteres Erbrechen mit Oel und warmem Wasser herbeizuführen, aber ohne

jeden Erfolg. Die Dosis war zu stark gewesen. Alle Mühe war umsonst und nach zwei Stunden einer schrecklichen Agonie starb Marie Chuquet unter meinen Händen. Das Mehl, das Jeanne wenige Stunden vorher in das Glas geschüttet hatte, hatte sich in Arsenik verwandelt und die Unglückliche vergiftet."

Die Spannung im Saal war so stark, daß kein Ausdruck des Gefühls laut wurde, weder bei den Richtern noch im Publikum; nur von einer Seite her unterbrach ein Stöhnen das allgemeine Schweigen. Die junge Frau mit den großen Augen, die zwischen den Advokaten saß, weinte laut und von der anderen Seite des Saales her antwortete ihrem Schluchzen ein stoßhafter Weinkrampf, in den eine nervenschwache Zuhörerin verfallen war, wie das unregelmäßige Ticktack einer zerbrochenen Uhr. Die grauenhafte Steigerung des Erzählten bis zu anscheinend zusammenhangloſem Unsinn spiegelte sich in dem Entsetzen auf den Gesichtern aller Zuhörer. Selbst bei Advokaten und Richtern war die berufsmäßige Gleichgiltigkeit dem Ausdruck ungewohnter Erregung gewichen und alle Blicke waren starr auf den Angeklagten gerichtet, dessen scharfgezeichnetes Gesicht und vor Allem der ausgemeißelte Schädel, gehoben durch die Lichtreflexe des Tages, sich unauslöschlich der Phantasie einprägten. Unerschütterlich fuhr er fort:

„Ich drückte meiner alten Dienerin die Augen zu. Dann ging ich in mein Arbeitzimmer. Hier schloß ich mich ein und versuchte, mich zu sammeln. Eine Fluth von Gedankenfolgen bestürmte mich. Ich fühlte, daß sich mir eine Welt erschlossen hatte, die bisher dem menschlichen Geiste unzugänglich gewesen war. Alle Wunder waren entschleiert. Die Transsubstantiation des Glaubens war gerechtfertigt. Die Materie gehorcht und verwandelt sich nach dem Machtgebot des Willens. Und weiter drangen meine Gedanken in das Unbekannte, das Unwißbare vor. Ich berührte das Mysterium magnum, das Geheimniß alles Lebens, die Einheit und Allgegenwart des Intellekts." „Jawohl", unterbrach er sich auf die ungeduldige Bewegung eines Geschworenen hin, „ich wußte, daß man mich als verrückt behandeln würde, sobald ich Das erklärte, und deshalb habe ich geschwiegen, bis heute geschwiegen ... Noch jedesmal, wenn der Mensch vor das große Räthsel gestellt worden ist und der Versuch der Lösung an ihn herantrat, hat sein Dünkel sich empört und des Räthsels Lösung als verrückt verworfen .. So rächt sich die besiegte Materie am siegenden Intellekt ..."

Er sprach im Tone der Kontemplation und ließ den Kopf auf die Brust sinken. Aber plötzlich, mit zorniger Bewegung den Kopf zurückschleudernd, fuhr er fort:

„Ist denn aber nicht Alles, was uns umgiebt, belebt? Ist diese zufriedene Dummheit, diese enge Eitelkeit des Menschen nicht ungeheuerlich, Verstand und Willen nur sich zuzusprechen, nur der höchsten und letzten Schöpfung im Thierreich? Ist es möglich, die Pflanzen für bewußtlos, für willenlos zu halten? Sie keimen, wachsen und welken doch wie Ihr. Sie entstehen aus dem Staube und werden wieder Staub wie Ihr ... Warum öffnet die Blume ihren Kelch der Sonne und schließt ihn zur Nacht? Warum greift der Epheu, der zu schwach ist, um allein vom Boden aufzustehen, mit hundert Armen nach der Stütze, die ihn halten soll? Warum badet die Weide, die nach Feuchtigkeit dürstet, ihre abwärts gewandten Zweige im Bach? Die Pflanzen leben ein bewußtes Dasein, wie wir, nicht ganz so klar, aber doch klar genug, um zu wollen, zu leiden und zu genießen; es ist keine bloße Metapher, daß die verdorrende

Blume sich des Wassertropfens freut, der sie benetzt, und die Rieseneiche erzittert schmerzlich stöhnend unter der Axt, die ihren Stamm verwundet.

Wer will beweisen, daß eben dieses Holz, das ich jetzt berühre" — er schlug mit der flachen Hand auf die Brüstung der Anklagebank — „daß dieses Holz nicht ein denkendes Wesen einsargt, ein Wesen, das aus Tausenden einzelner Intellekte gebildet sein mag, die nur der Erlösung harren, um wieder lebendig zu werden und ihren Kreislauf von Neuem zu beginnen?" ....

Die Zuhörerschaft folgte kaum noch, gebannt von dem Grauen des Unbekannten, unfähig, Gedanken zu fassen, die für sie Abgründe waren.

„Und die Materie," rief Mortier aus, in enthusiastischer Ueberzeugung sich zu imposanter Größe aufrichtend, „wer will leugnen, daß sie lebt, daß ihr lebendiges Leben in uns und überall vibrirt, sie, die uns geschaffen hat, wenn wir nicht an das Kindermärchen der göttlichen Schöpfung glauben wollen? Wer ermißt die Aeonen, während deren sie in sich selbst gebrütet hat, um die Struktur der ersten Zelle aus dem Protoplasma aufzubauen und die unendliche Kette der Lebewesen aus dieser Urzelle hervorgehen zu lassen? Schweigen und chaotische Dunkelheit herrschten durch ungezählte Jahresmillionen bis zum ersten unerklärlichen Augenblick des bewegten Atoms, dessen Kreisen das Kreisen ganzer Welten gebären mußte. Wie konnte dies Alles geschehen? Wie konnte irgend Etwas lebendig werden, wenn das Leben nicht von je her in der Materie vorhanden war? ... Und es sollte denkbar sein, daß die lebendige Kraft, die niemals entstandene und ewig gewesene, je stürbe? Nein. Sie lebt überall, in Allem, fortdauernd mit Allem. Die Luft, die Ihr athmet, der Strahl, der Euch leuchtet, der Boden, der Euch trägt, die unaussprechliche Harmonie alles Seienden, die Euch umgiebt, — alles Das lebt, fühlt, denkt und will. Anfang und Ende wölben sich zu dem Ringe der Unendlichkeit und nichts geschieht, als daß Materie sich wandelt!" ... Er hielt einen Augenblick inne und fuhr ruhiger fort: „Legt man das Prinzip der universellen Belebtheit und des intelligenten Wollens der Materie zu Grunde, so gewinnt man die Prämisse dafür, daß das Mehl sich in Arsenik verwandeln und als Arsenik vergiften konnte. Es war mein Intellekt, mein Wille, der unbewußt gewirkt und die mit den Atomen dieses Mehles verbundenen fremden Intelligenzen sich unterworfen hatte. Diese haben die gegebene Bewegung fortgepflanzt und waren stark genug, die mit ihnen verbundene Materie zu verwandeln, das Mehl in Arsenik umzuschaffen." ... Die handgreifliche Ungeheuerlichkeit der letzten Schlußfolgerung schlug durch, man konnte von den Gesichtern der Zuhörer deutlich ablesen, daß sie den Angeklagten für gestört hielten. Er selbst fühlte das allgemeine Urtheil.... Aber er hielt ungebrochen seine These aufrecht. „Man muß doch zugeben", damit wandte er sich eindringlich an die Geschworenen, „daß das Leben des einen Wesens von dem scheinbaren Tode des anderen abhängt. Alles, was scheinbar stirbt, kehrt nur zur Erde zurück, löst sich auf und erwacht in neuer Form zu neuem Leben. Wenn nun der Geist den selben Gesetzen gehorcht wie die Materie, wenn unser geistiges Ich eben so wie unser Körper aus Atomen zusammengesetzt ist, wenn also den körperlichen Atomen Atome der Intellektualität entsprechen — und man kann und man muß das Eine zugeben, wenn man das Andere behauptet —, so folgt eben daraus, daß Intelligenz und Wille überall sind. Sie mögen sich zerstückeln, sie mögen sich auflösen, sich zerstreuen

und sich von Neuem verbinden: alles Das ist möglich, aber unmöglich ist, daß sie untergehen. Jedes Wesen, das körperlich entsteht aus einem Theil Dessen, was unsere verwesenden Stoffe gewesen sind, ist zugleich der Träger eines Theiles unseres geistigen Ichs und verewigt einen Theil unserer geistigen Individualität; und das Gedankenatom, der kleinste geistige Bestandtheil, der auf diese Art von einem Wesen auf das andere übergeht, weist ihm einen Theil des selben Schicksals, das wir durchlebt haben, zu, giebt seinem neuen Leben einen Theil unseres früheren Lebensinhaltes, bestimmt seine Ziele und sein Ende. . . Wohl mögen die Dichter die Wahrheit geahnt haben, wenn sie den Duft, den die Blume ausströmt, der zärtlichen Anmuth einer jungfräulichen Menschenseele verglichen."

Von den Wirbeln dichterischer Begeisterung fortgetragen, vergaß der alte Gelehrte Alles rund um sich; er vergaß, wo er stand und weshalb er sprach. Wie im Traum führte ihn die Beredsamkeit seiner wissenschaftlichen Phantastik weiter und weiter auf unbetretenen Pfaden. Nicht die Beseelung der Materie, nicht die Möglichkeit der Verwandlung durch die Macht des Willens beschäftigte ihn mehr: Das war ja erwiesen, völlig abgethan und sicher. Seine große That vertheidigte er, die ihm, dem Begünstigten, allein gelungen war: den ersten Schritt zu Dem, was da kommen würde. Er sah in die veränderte Zukunft: die Elemente unterworfen, die Natur ein bloßes Instrument des Menschen; er begriff die Herrlichkeit dieses Neubaues der ganzen Schöpfung; seine Arme öffneten sich, wie um das Neue liebevoll zu umfangen, und sein Auge strahlte begeistert im Lichte des Tages: alle Leiden vorüber, der Krieg vergessen, alles Leben in glücklichem Einklang, selbst die Thiere erlöst wie die Menschheit, das Leben, das heilige, unantastbare Leben auch für jedes einzelne Wesen gerettet und auf ewig begründet, alle Erinnerung an die traurige Vergangenheit verschwunden wie ein verscheuchter Alb. . . Endlich hielt er an, der Athem war ihm kurz geworden, ein Blick führte ihn aus seiner Illusion in die Wirklichkeit zurück. . . Er sah, wie ein Zeichner hinter den Stühlen der Ersatzgeschworenen ihn zu skizziren versuchte, so wie er während seines Vortrages dagestanden hatte; er sah, wie von überall her Lorgnetten auf ihn gerichtet waren, um ihn besser zu beobachten; er gewahrte, wie die Geschworenen mit einander zischelten, ohne ihm überhaupt noch zuzuhören, . . . von allen Seiten sah er nichts als verständnißlose Gesichter, dumme Neugier und blödes Staunen . . . nicht einen Blick, aus dem Verständniß entgegenleuchtete.

Da überkam ihn eine große Hoffnungloſigkeit.

Alle diese Menschen hörten für ihn auf, verschieden von einander zu sein: Richter und Advokaten, Aerzte und Journalisten, Geschworene und Publikum, — Alles war ihm nur noch eine stinkende Masse gemeiner Dummheit. Er hätte in jedes Gehirn hineingreifen mögen, um den Gedanken, seinen Gedanken, unter die Schädeldecke zu bringen, so wie der Chirurg, wenn er den Schädel trepanirt, mit seinen Instrumenten bis zum Sitz des Denkens vordringt. Hatte er vergeblich durch Worte zu überzeugen versucht, so wollte er doch die Waffen nicht ohne einen letzten Versuch strecken. Er wandte sich an die Richter:

„Ich bitte den Hohen Gerichtshof, mir zu gestatten, ein entscheidendes Experiment jetzt und sofort öffentlich hier zu machen . . . mein Medium ist anwesend."

Alles blickte auf die Person, auf die Mortier mit ausgestreckter Hand hingewiesen hatte: es war die junge Frau mit den großen Augen zwischen den

Advokaten. Sofort rückten diese Herren von ihr ab, als ob sie von einer Pestkranken angesteckt zu werden fürchteten.

Die Dreifaltigkeit in den rothen Talaren zog sich zur Berathung zurück. Die Sache war ungewöhnlich und offenbar lief das Dekorum der Justiz Gefahr; immerhin kam die Persönlichkeit des Angeklagten in Betracht und nach reiflicher Erwägung des Pro und Contra entschlossen sich die Richter, dem Antrag stattzugeben.

Ueber das Gesicht des Angeklagten glitt ein leiser Ausdruck nervöser Genugthuung. Er winkte der jungen Frau. Sie trat auf ihn zu; mit einer kurzen Handbewegung versetzte er sie in hypnotischen Zustand. ... Das geschah in fieberhafter Eile, aber mit untrüglicher Sicherheit. Er bat einen der Advokaten um einen Bogen Papier. Hierauf faltete er diesen länglich, dann in Fächerform, so daß das eine Ende eine Spitze bildete in der Art, wie Schüler Papier als Fächer zusammenzulegen pflegen. Der ganze Saal schaute ihm in höchster Spannung zu, ohne noch zu begreifen, was da werden sollte. Die Luft schien Allen beinahe erstickend. Endlich faßte Mortier das Medium beim Handgelenk, gab ihm das als Fächer gefaltete Papier in die starre Hand und sagte laut:

„Nimm dies Messer ... verstehst Du wohl, dies Messer" (er stieß die Worte zwischen den Zähnen hervor, während er jede Silbe auf das Schärfste artikulirte) „und stoße das Messer in die Tischplatte da vorn vor den Richtern, so kräftig Du kannst ... Geh! Gehorche ..."

Die junge Frau ging Schritt für Schritt, wie ein Automat, an den Tisch heran, der in der Mitte des Saales vor der Richterbank stand, während Mortier den Arm in der selben Richtung ausgestreckt hielt. Ihr Blick war plötzlich verschleiert und ganz unbeweglich geworden. Mortier, der sich krampfhaft auf die Brüstung der Anklagebank lehnte, folgte ihr mit festem Blick.

Ein ungeschickter Gerichtsdiener kam ihr, ehe sie den Tisch erreicht hatte, in den Weg und Mortier schrie erregt: „Nehmen Sie sich vor dem Messer in Acht! Sehen Sie denn nicht das Messer?" Und die Ungewißheit war so stark, daß Niemand lachte. Jetzt trat die junge Frau starr an den Tisch heran. Nichts rührte sich im Saal. Sie hob den Arm und ließ ihn ohne Besinnen fallen, so, wie eine Ramme herunterfällt, und Mortier schrie im selben Augenblick, außer sich vor Erregung: „Stoß zu!"

Alle Ordnung löste sich auf, Niemand hörte auf den Vorsitzenden, der vergeblich drohte und zurückzuhalten versuchte; Jeder wollte sich überzeugen, ob das Experiment geglückt und ob das Papier wirklich wie eine Messerklinge in den Tisch eingedrungen sei. Aber ein Blick auf den alten Gelehrten zeigte deutlicher als alles Andere das grausame Scheitern seiner Erwartung. Das gefaltete Papier lag am Boden, zerknittert und zerrissen, ein jämmerliches Symbol seines ausgeträumten Traumes. Er schäumte gegen Jeanne:

„So hast Du mich betrogen, Elende! Du hast Marie Chuquet ermordet! Ja, ja", rief er den Richtern zu, „sie hat die Aermste vergiftet!" ...

Man mußte ihn gewaltsam aus dem Saal entfernen... Wenige Monate später befand er sich nach Einholung eines psychiatrischen Gutachtens in der Irrenanstalt. ... Der Tod Marie Chuquets aber ward niemals aufgeklärt.

Paris. Hippolyte Lencou.

Selbstanzeigen.

Nächte. Gassen- und Giebelgeschichten. Bilder aus Zeit und Zukunft. Mit 134 Vignetten nach Zeichnungen von Fidus und F. Hauser. Berlin, Verlag von Hermann Walther.

Vor einiger Zeit schrieb ich einem angesehenen deutschen Kritiker, der mein erstes Buch (ein nicht zur Aufführung gebrachtes Trauerspiel) vor zehn Jahren mit vielen Hoffnungen begrüßt hatte, dann wohl an mir — unter der Ungunst der Zeit — irr geworden ist und nun gar mein ketzerisches neuestes Buch mit vollem Stillschweigen übergehen zu wollen scheint, etwa Folgendes: „Noch bevor ich eine einzige Zeile zu meinen ‚Nächten' niedergeschrieben hatte, wußte ich schon recht wohl, daß die Aufgabe, die ich mir vor diesem Buch stellte, keine von denen war, die sofort eines unbestrittenen Tageserfolges auf dem deutschen Büchermarkte sicher sein können. Denn was ich in diesem Buch gebe, ist eine Weltanschauung, eine solche zumal, die sich in den scharfen Umrißlinien einer Ueberzeugung darstellt. Eine Weltanschauung, von der ich zwar fest glaube, ‚daß ihr die Zukunft gehört', die aber, weil sie sich zu den obligaten Anschauungen der heutigen Gesellschaft, morsch und brüchig, wie sie sind, in Widerspruch stellt — religiös wie sozial —, auch auf Widerstand treffen muß. Mit dem Einen verderbe ich es transszendental, mit dem Anderen im Sozialen, mit sehr Vielen aber auf jede Art.... Und dann liegt auch hier ein tragisches Problem versteckt. Auf der einen Seite das Räthsel der Individualität, das eine Kongruenz der Geister für ewig auszuschließen scheint; auf der anderen Seite das Geheimniß der Wahrheit, die doch überall und ewig nur die Eine ist, die Einzige nur sein kann! Und doch müßte die Wahrheit für Alle, Das heißt für Jeden, sein. Oder ist sie vielleicht — für Keinen?" So ungefähr schrieb ich in jenem Brief. Wir Menschen sind uns vollbewußt der Unmöglichkeit, die tiefsten Tiefen der Wahrheit jemals zu ergründen. Und dennoch muß ich sagen, daß es einen Schlüssel giebt, von dem zwar auch kein Mensch mit voller Gewißheit wird jemals sagen können: „Das ist der rechte Schlüssel!" Und doch... Es ist ein Schlüssel nämlich, der viele, viele Räthselschlösser öffnet, Vexirschlösser, die sonst noch jedem Versuche, einzudringen, widerstanden. Und Das ist doch gewiß auffällig. Mindestens legt es uns nah, vorurtheilsfrei weiter zu prüfen und zu forschen, ob sich dieser wundersame Schlüssel für so viele Welt- und Lebensräthsel nicht vielleicht doch als der Hauptschlüssel erweisen wird in das Labyrinth der drei großen Kardinalfragen: Wer bist Du —? Von wannen kommst Du —? Und wohin Deine Fahrt?... Neu in meiner Beweisführung ist vor Allem der Ausgangspunkt und der Weg zum Ziel. Aus der selbständigen Beantwortung meiner ersten Frage: Wer bist Du —? habe ich Glied für Glied die Lösung jener beiden weiteren Fragen abzuleiten und eine ausbauende Neubegründung des Problems der Wiedergeburt zu geben versucht. Und zwar indem ich, zum ersten Mal, den Versuch mache, die Weltanschauung der Metempsychose durch eine schlichte Darstellung, die mit Fleiß alle Terminologie vermieden hat, zu erschließen. Ferner, indem ich sie nicht in Widerspruch zum Christenthum gestellt, sondern vielmehr in der Ueberzeugung, daß man das Neue an das bewährte Alte anknüpfen müsse, auch aus

der christlichen Voraussetzung einer sittlichen Weltordnung und Weltgerechtigkeit abgeleitet habe. Denn die Brücken zu jenseitigen Ufern lassen sich niemals — wie es Nietzsche versucht hat — pfeilerlos in die Luft spannen: sie müssen auf die erprobten und vertrauten Fundamente der alten Weltgestade begründet werden. Was die soziale Richtung meines Buches anlangt — die als die Reversseite mit dem anderen Kardinalproblem von der sittlichen Weltordnung und Weltgerechtigkeit nothwendig geboten war und in deren Rahmen ich das Lösungergebniß jenes uralten transszendentalen Problems auf die große soziale Frage unserer Zeit anwenden konnte —, so muß ich bekennen, daß es sich hier zumeist nur um Anregungen handeln kann. Die Form meines Buches ist belletristisch. Es gliedert sich in vier Theile: Buch der Thränen; Buch des Kampfes; Lyrisches Zwischenspiel; Buch der Sterne. Dazu ein Anhang: Stimmen der Menschheit, worin ich — nach Vollendung meines Werkes — im Dienste der Sache, für die Freunde der „Osternacht", eine große Anzahl von Aussprüchen der ersten Denker und Dichter aller Zeit über Präexistenz und Wiedergeburt zusammengestellt habe. Die einzelnen Nächte werden außer durch den organisch leitenden vorangestellten Grundgedanken auch äußerlich zusammengehalten durch „die Einheit der Person", nämlich eines armen Dichters, der droben im engen Giebelstübchen haust und sämmtliche Nächte durchgeht. Zu ihm kommen in tapferer Stunde ab und zu geheimnißvolle Gestalten, wie die Noth, der Gram, die Sehnsucht, die Liebe, der Ruhm, das Schicksal und der Tod, die ihn hinausführen in die Nacht, in das tiefst ömende Leben, und hier vor seinem Auge wechselnde Welt- und Lebensbilder zu jener Weltanschauung irdischer und künftiger Dinge aufrollen. Philosophie und Sozialprobleme in Gassen- und Giebelgeschichten abzuwandeln, mag Manchen vielleicht als ein Wagniß erscheinen. Jedenfalls war mir dieses Buch, so wie es ist, ein Bedürfniß, mit mir selbst über mancherlei Dinge zwischen Himmel und Erde ins Reine zu kommen und Manches, was mich seit vielen Jahren schon bewegte, endlich einmal vom Herzen mir herunterschreiben. Es wurde sozusagen ein Buch für den eigenen Herzensgebrauch. Und dennoch (oder soll ich sagen gerade deshalb?) möchte ich glauben, daß die „Nächte", wenn auch nicht „für Alle", nicht einmal „für Viele", so doch vielleicht ein Buch für Manchen sein werden.

Kurt Geucke.

Das Räthsel der Eisernen Maske und seine Lösung. Gemeinverständliche Darstellung. Wiesbaden, Lützenkirchen & Bröcking. Preis Mark 1.

Da die Frage nach der Persönlichkeit des „Mannes mit der eisernen Maske" seit ihrem Auftauchen auch beim deutschen Publikum das lebhafteste Interesse gefunden hat und sie durch die französische Forschung unserer Tage zum endgiltigen Abschluß gebracht worden ist, habe ich es für angebracht gehalten, in einer für die weiten Kreise der Gebildeten berechneten Darstellung, die alles Wesentliche berücksichtigt und die jüngsten Forschungergebnisse verwerthet, einen Ueberblick über die gesammte Streitfrage zu geben, um damit dem noch vielfach verbreiteten Irrthum, als ob das Räthsel für immer zu den ungelösten gehörte, entgegenzutreten. Durch die Beigabe von Anmerkungen, die erläuternde Zusätze,

literarische Nachweise und den Wortlaut der wichtigsten Quellen enthalten, hoffe ich, die Brauchbarkeit des Büchleins erhöht zu haben.

Wiesbaden. Dr. W. Bröcking.

Dogenglück. Eine Tragoedie in fünf Aufzügen. Sassenbach, Berlin.

Die Aufgabe dieser Anzeige ist nicht, eine mehr oder minder selbstgefällige, zum Kampf um den Beifall aufgeputzte Selbstanpreisung zu geben. Ich möchte mich hier, ohne mich in Allgemeinheiten zu verlieren, nur gegen zwei Vorwürfe verwahren, die mir zum Theil schon gemacht worden sind oder denen ich noch zu begegnen erwarte. Der erste Vorwurf, rein technischer Natur, ist von M. G. Conrad, dem von mir hochgeschätzten münchener Kritiker, erhoben worden und richtet sich gegen die Form des Dialoges in meiner Tragoedie, die zu voll und für eine szenische Wiedergabe zu breit und undramatisch gestaltet sein soll. Ich gebe zu, daß bei einer Aufführung Mancherlei eben aus technischen Gründen wegfallen müßte und ich möchte von vorn herein diese Veröffentlichung keineswegs als Bühnenausgabe betrachtet wissen. Doch bin ich von der Berechtigung dieses Vorwurfes und von seiner Bedeutung für den Werth meiner Tragoedie und vor Allem für ihre Wiedergabe auf der Bühne nicht innig genug überzeugt, um nicht zu versuchen, für meine Auffassung der dramatischen Form einzutreten. Man befürchte hier keine breiten dramaturgischen Auslassungen und Untersuchungen; es handelt sich für mich nur darum, das Formale in der Kunst des tragischen Dichters zu betrachten. Moderne Dramatiker glauben vielfach, dem Leben, wie es in Haus und Gasse sich abspielt, am Nächsten zu kommen, wenn sie es ängstlich bis auf die kleinsten Striche und Züge belauschen und so mit Photographenvirtuosität szenisch nachbilden und wenn sie die Sprache, die sie ihren Personen auf der Bühne geben, möglichst oder gänzlich kongruent der Werkeltagssprache gestalten, wie sie eben die Menschen sprechen, vom Koch bis zum König hinauf. Die Folge ist neben der sprachlichen Nüchternheit und Banalitat eine zerhackte und abgerissene Form des Dialogs, ein flüchtiges Hasten von Worten und eine schnelle Folge von Rede und Gegenrede, die ängstlich vermeidet, einen Gedanken weiterzuspinnen, eine Episode ausführlicher zu schildern, als es das Leben und die Konversation des Lebens, die ein farbloses und zusammengeflicktes Kleid trägt, gestatten würde. Daß es abgeschmackt ist, zu glauben, schon darum und nur darum Realist zu sein, weil man der Sprache ihre gebundene Form genommen und scheu jeden Monolog in seinem Stück vermieden hat, scheint mir für jeden kunstphilosophisch fühlenden Menschen so augenscheinlich, daß ich davon absehen will, — zumal Beides in vorliegendem Werk nicht in Betracht kommt. Wer nur ein Bischen literarhistorische Kenntnisse hat, wird sich sagen müssen, daß nichts so sehr Sache des Temperamentes und des Naturells eines Dichters ist und bleiben muß wie die Art der Gestaltung des Dialoges. Hier Regeln und Grundsätze aufzustellen, ist eben so verkehrt oder mindestens eben so gewagt wie überhaupt der Versuch einer dogmenhaften Auffassung der Aesthetik. So wie im Leben Rede und Gegenrede — oder, besser gesagt: Interjektion und Gegeninterjektion — folgen würden, können wir sie niemals

auf der Bühne folgen lassen; und ein konsequenter Versuch würde auch den eifrigsten Realisten von der Unzulänglichkeit seines Vorhabens überzeugen. Wenn man jedoch gänzlich mit der Bequemlichkeit des Publikums, dessen überreizte Nerven man vor Uebermüdung hüten muß, rechnet, so ist es das Beste, unter Aufgabe jeder künstlerischen Thätigkeit und Empfindung ein glossenhaftes Opus, mit Witzen und möglichst vielen geistreichen Floskeln gespickt, auf den dramatischen Markt zu bringen und sein Talent zu Gunsten eines vielleicht mit fetten Tantiemen belohnten, aber kurzlebigen Machwerkes auszubeuten ... Ferner ist die Forderung, die ich durch meine Gestaltung des Dialoges an die Kunst und das Können der Schauspieler stelle, nicht größer als die, welche Shakespeare, Racine und Schiller, drei immerhin nicht unbefähigte Dramatiker, an die Mimen richteten. Ich erinnere nur an die breit angelegten Falstaffszenen des englischen Dramatikers und an die den Modernen schier unfaßliche Technik der französischen Meister. Die unter Kritikern heute so vielfach erhobene Klage, daß unsere Schauspieler bei ihrer oft unerträglichen Sucht, realistisch wahr zu wirken, und bei ihrer saloppen Lüderlichkeit, die sich genug darin thut, rein äußerlich das Leben zu kopiren, gänzlich zu sprechen, zu deklamiren verlernt hätten, hat ihren Grund meist in der gerügten Abfassung eines gehetzten und abgerissenen Dialoges. Es gehört freilich eben so viel, ja vielleicht noch mehr Können für den Schauspieler dazu, einer längeren Erzählung seines Partners zuzuhören, als dazu, mit nervösen Gesten Alltagsworte um sich zu streuen; aber nach einer Unzulänglichkeit unseres heutigen Schauspielerpersonales sollen wir doch nicht unsere Kunstwerke zurechtstutzen. Der zweite Vorwurf, dem ich mit mehr Genuß und weniger Galle entgegensehe, ist der, den ich von den „Plagiatschnüfflern" erwarte. Gegen diese Herren hier nur die eine Bemerkung: daß nichts in meiner Arbeit, keine Person, kein Gedanke und keine psychologische Falte, bewußt irgend Etwas von einem Bastardkinde an sich hat. Und freudig in solchem Stolz sende ich dies Erstlingswerk hinaus in die Welt. Möge es viele Freunde und ... Feinde finden.

Herbert Eulenberg.

Griechenland vor und nach dem Kriege; nebst Betrachtungen über den griechisch-türkischen Krieg des Jahres 1897. Mit drei Skizzen. Verlag von Tausch und Große. Halle a. S.

Mein Buch beginnt mit einem Ueberblick über die Geschichte Griechenlands seit dem Alterthum. Es bringt kurze Mittheilungen über den Zustand des heutigen Griechenlands und der Insel Kreta und schließt mit einer eingehenden Betrachtung über den griechisch-türkischen Krieg, über die politische Lage Griechenlands und über die Ziele und den Werth des Hellenismus. Möge der Zweck, der mich zu dieser Arbeit bestimmt hat, nicht ganz verfehlt werden und möge das Interesse für das neugriechische Volk und für sein geistiges Streben, das zwar in der deutschen Gelehrtenwelt, aber noch nicht im großen deutschen Publikum die genügende Anerkennung gefunden hat, immer lebhafter werden.

Halle a. S. Oberst a. D. A. Boysen.

Chemische Industrien.

Das verflossene Jahr hat die deutsche Elektrotechnik von Erfolg zu Erfolg geführt und jeder Fortschritt, den sie gemacht hat, ist in der Oeffentlichkeit aufmerksam verzeichnet und geräuschvoll akklamirt worden. Wir haben aber stillere Industrien, die nicht minder rüstig fortschreiten. Unsere chemischen Laboratorien sind die Ausgangspunkte und der wissenschaftliche Erfindergeist setzt sich kommerziell in Geschäfte um, die den Weltmarkt beherrschen. Eine Umschau am Jahresende lohnt gerade auf diesem Felde reichlich der Mühe. Die größten Treffer sind hier schon lange so häufig, daß die Zeitungberichterstattung darüber die Neugier nicht mehr reizt. Im Gegentheil: am Liebsten arbeiten unsere chemischen Fabriken unter Ausschluß der Oeffentlichkeit; die Inseln des Schweigens wäre man geneigt, sie zu nennen, wenn man des als Vertragsklausel weit verbreiteten Schweigegebotes gedenkt, das den höheren Betriebsbeamten und technischen Mitarbeitern auferlegt wird. So weit geht freilich auch in diesem Bereich die Verehrung für Silence and secrecy nicht, daß man jeder lärmenden Reklame entsagte.

Die starke Position der chemischen Industrie Deutschlands beruht zunächst auf ihrer Unabhängigkeit vom Geldmarkt. Seit dem Zeitpunkt der ersten Gesellschaftgründungen, als die Einzelunternehmer, die allesammt Rothschilds werden konnten, ihre Riesengewinne mit den Aktionären zu theilen begannen, sind eigentlich große — oder richtiger: fühlbare — Ansprüche an die deutsche Kapitalistenwelt kaum noch hervorgetreten. Die relativ geringere Rentabilität, die den sehr hohen Kursen entspricht, weist auf die überaus gute Klassirung der Aktien hin. Höchster Farbwerke rentiren sich bei diesmal 26 Prozent Dividende mit circa $6^1/_4$ Prozent, Badische Anilin bei 24 Prozent Dividende mit $5^3/_8$, Griesheim bei 16 Prozent Dividende mit $5^{15}/_{16}$, Bayer in Elberfeld bei 18 Prozent Dividende mit noch nicht $5^1/_2$. Die Höchster, deren Hauptaktienposten noch in den Händen der früheren Privatbesitzer sind, stehen verhältnißmäßig am Niedrigsten: Das ist ein interessanter Beleg dafür, daß die größere Repartirung im Publikum den Kursstand hebt. Auch einige Einzelfirmen, die ihr Jahreseinkommen nach Millionen, ihre Arbeiter nach Tausenden zählen, verfügen über hinreichenden Kredit, um ihre eigenen Bankiers zu sein, und begeben ihr London an der Börse schlankweg ohne Vermittlung; sie sind also wirklich ihre eigenen Bankiers. Selbst da, wo die Chemie mit der so theuer arbeitenden Elektrotechnik zusammen gehen muß, in der Elektrochemie, sind sehr große Baarsummen bisher nicht verlangt worden.

Freilich sagt man, daß die Elektrochemie ihre größten Arbeiten erst zu leisten haben wird und daß sie die Hoffnungen noch keineswegs erfüllt hat, die ihr im Organischen, besonders auch für die Farben, anfänglich entgegengebracht wurden. Wesentliche Erfolge werden mir fast nur in der Metallurgie bestätigt, wo noch dazu große Ueberraschungen bevorständen, — ähnlich wie vor einiger Zeit die elektrische Bleiche überraschte. Jedenfalls giebt es heute nur noch wenige Metalle, die nicht durch den elektrischen Strom ausgeschieden werden könnten. Diese Anwendung spielt vor Allem auch in der südafrikanischen Mineninduſtrie eine wichtige und für die Zukunft aussichtreiche Rolle. Sobald sich die Thätigkeit dort wieder mehr belebt, wird auch die Elektrochemie eine kräftige Förderung erfahren. Ein Verfahren, Kalcium-Karbid ohne elektrischen Strom hervorzu-

bringen, ist vorläufig mißglückt. Interessirt ist hierbei die vielbesprochene Trebertrocknung-Gesellschaft durch Professor Borchers in Aachen.

Da eben Kalcium-Karbid erwähnt wurde, so sei hier gleich auch des fast wichtigsten geschäftlichen Vorganges aus dem Jahre 1898, der Verbreitung des Acetylenlichtes, gedacht. Die Einführung dieses Lichtes in Deutschland, und zwar zu einer Zeit, wo sich das karburirte Wasserstoffgas schon seinen Einzug zu sichern beginnt, ist in der That überraschend. Denn selbst die rührigsten Agenten wissen gegen die große Explosivgefahr als Trost nur anzuführen, daß auch Leuchtgas explodiren könne und daß beim Acetylen ein intensiver Knoblauchsgeruch noch rechtzeitig warne. Ich sprach kürzlich mit einem unserer ersten Geschäfts-Elektriker. Ich: „Weshalb begünstigen die deutschen Elektrizitätunternehmungen eine konkurrirende Leuchtkraft wie das Acetylen?" Antwort: „Wir haben zehntausend Städte unter dreitausend Einwohnern, die wegen seiner Kostspieligkeit niemals zu elektrischem Licht kommen werden. Für diese Städte paßt Acetylen ausgezeichnet!" „Was geht Das aber die Elekrizitätunternehmer an?" Antwort: „Acetylen macht man aus Kalcium-Karbid!" „Und was geht Sie Kalcium-Karbid an?" Antwort: „An den Maschinen, die für die Herstellung gebraucht werden, ist nicht viel zu verdienen, aber die großen Wasserkräfte sind nun einmal sehr billig erworben worden und mit ihnen läßt sich Kalcium-Karbid sehr wohlfeil herstellen." Also: ein Elektrizitätunternehmen benutzte zuerst den zufälligen Vortheil billig erworbener Wasserkraft, um mit dem Nebenprodukt Geschäfte zu machen; Das erschnüffelt die Konkurrenz und späht sofort zum selben Zweck nach geeigneten Wasserkräften aus. Dann dauert es nicht mehr lange und die Kalcium-Karbid-Fabriken schießen, wie in der Schweiz, Italien, in den Vogesen, Norwegen, gleich Pilzen aus der Erde. Jüngst betheiligte sich in Meran sogar französisches Kapital. Auch ein französisches Patent ist vorhanden, und als die Trustgesellschaft der Berliner Union sich zu betheiligen geneigt war, rieth deren Rechtskonsulent aus dem Grunde davon ab, weil für die nächsten Jahre Patentprozesse zweifelhaften Erfolges nicht zu umgehen sein würden.

Mit Wasserkräften hat recht häufig auch unsere Aluminiumfabrikation zu thun. Die Preise dieses so vielseitig verwendbaren Metalles sind im abgelaufenen Jahre weiter gefallen. Das Kilogramm kostet jetzt nur noch etwas über zwei Mark und wird für 1899 noch um 0,50 Mark billiger erwartet. Höchst lehrreich ist dieser Rückgang, schon deshalb, weil er im engsten Zusammenhange mit der geradezu ungeheuer vermehrten Nachfrage steht. Bis 1874 war das Kilogramm nicht unter vierhundert Mark käuflich, dann folgte ein Jahrzehnt, in dem die Herstellung nicht unter hundert Mark möglich war, und seit 1887 begann ein ununterbrochenes Fallen, das nur kurze Zeit bei 38 und 27 Mark anhielt und seitdem regelmäßig weitergeht. Im Jahre 1897 war der Preis noch 3,50 Mark. Die vermehrte Nachfrage hat eben eine ungeheure Konkurrenz erstehen lassen und diese Konkurrenz hat den Unternehmerprofit beinahe auf ein Minimum herabgesetzt. Heute ist Aluminium — nach Volumen, nicht nach Gewicht berechnet — bedeutend billiger als Messing. Sehr beachtet wurde in Fachkreisen eine Stelle aus dem Bericht der Aluminium- und Magnesiumfabrik in Hemelingen bei Bremen. Danach findet das Magnesium eine immer geringere Verwendung in der Technik, trotzdem auch sein Preis von dreihundert Mark für das Kilogramm allmählich auf

achtzehn bis zwanzig Mark gefallen ist. Es wird eben von dem besser verwendbaren Aluminum verdrängt.

Einen riesigen Aufschwung haben die Fabriken zur Herstellung des metallischen Natriums in Bitterfeld und Rheinfelden genommen. Die Höchster Farbwerke machen dieses Natrium schon seit Jahren nach einem englischen Verfahren und bringen es in den Handel. Endlich hat ganz neuerdings die deutsche Gold- und Silberscheide-Anstalt ein solches Unternehmen mit einer Kapitalinvestirung von 400000 Mark gegründet. Auf das sehr gesuchte Aetz-Kali hat die chemische Fabrik Griesheim — oder das „Elektron" — an die Badische Anilin- und Sodafabrik die Lizenz abgegeben. Angesichts des überaus werthvollen Patentes denkt man schon heute an die Entstehung neuer konkurrirender Fabriken, die nicht ausbleiben kann, sobald das Patentprivileg abgelaufen sein wird.

Das beweglichste und zugleich fragwürdigste Gebiet unserer gesammten chemischen Industrie betrifft unstreitig die zahllosen Heilmittel, die unerschöpflich den Markt überfluthen und trotz ihren laut gepriesenen Vorzügen in kurzer Zeit, wie eine Mode, eben so wirksamen oder unwirksamen neuen Präparaten den Platz räumen. Während jeder ernsthafte Kaufmann sich schämen würde, durch Masseninserate einen untergeordneten Artikel aufzuloben, bringen es Fabriken, die der Stolz des Landes sind, fertig, in achtspaltigen Riesenannoncen die wirksamste Erfindung gegen den Durchfall anzupreisen. Die wichtigste Preisveränderung hat in diesem Jahr Antipyrin erfahren, das nach dem Verfall des Patentes fabelhaft verbilligt worden ist. Zu den billigen Abgaben hat sich die bisherige Produzentin selbst entschlossen, um einem neuen Wettbewerb zuvorzukommen. Eine eigenthümliche Operationbasis ergiebt sich für die Heilmittelfabrikanten aus dem bekannten Umstande, daß die Reichsgesundheitkommission in normalen Zeiten höchstens alle zwei Jahre zusammentritt. Wird ein solches mixtum compositum zum Arzneimittel gestempelt und als solches dem freien Verkehr entzogen, so hört natürlich das große Geschäft mit dem nur noch gegen ärztliches Rezept erhältlichen Mittel auf. Die betheiligte Fabrik schreitet dann sofort zur Herstellung eines neuen Pulvers. Dieses ist im Grunde natürlich nichts Anderes als das frühere, aber durch verschiedene Zusätze mit: „in" doch auf einen veränderten Namen getauft. Auch dieses Surrogat mag dann immerhin verboten oder der Verkauf eingeschränkt werden: unterdessen hat die Fabrik wieder zwei Jahre lang geliefert. Die praktischen Mediziner nehmen übrigens gegen den Heilmittelunfug immer entschiedener Stellung, und zwar sowohl aus sittlichen wie aus wissenschaftlichen Gründen. Von neuesten so auf den Markt gebrachten Fabrikaten sei ein Mittel gegen die Maul- und Klauenseuche erwähnt; ferner ein, wie es heißt, bedeutend verbessertes Kokaïn, das Nirwanin genannt wird. Von beiden verspricht man sich großen Absatz. Was die Serumpräparate betrifft, die seit einigen Jahren berechtigtes Aufsehen machen, so sind die meisten wohl patentirt. Wie aber die Verhältnisse einmal liegen, werden die hierbei in Frage kommenden Gelehrten von ihren Beziehungen zu der einen oder anderen chemischen Fabrik doch vollständig absorbirt. Da haben wir also wiederum die Kapitalfrage.

Große Erfolge hatten im Jahre 1898 die Fabriken für künstliche Riechstoffe aufzuweisen, wie z. B. für Heliotropin, Jonon und das schon ältere Vanillin. Bekanntlich handelt es sich dabei um die Konzentration natürlicher Gerüche.

Ein Hauptunternehmen hierfür ist in Holzminden. Ein naher Verwandter des einen Chefs und, wie man sagt, selbst mit betheiligt, dozirt als Professor in Berlin. Auf dem gewaltigen Gebiete der Anilinfarben ist dagegen im Ganzen wenig Neues vorgegangen. Wichtig war eigentlich nur das künstliche Indigo, dessen sich die Badische Anilinfabrik auch für den Handel bemächtigt hat. Deutschlands Anilinfabrikation steht noch immer im Brennpunkte des internationalen Interesses und daran wird sich in absehbarer Zeit auch vermuthlich nichts ändern. Pluto.

Die Zuchthausbrüder.

Ein Silvesterlied.

Ich ging spaziren in Moabit
Und summte im Geiste ein Weihnachtlied...
Und wie ich am Zuchthaus vorübergehn will,
Da schau' ich durchs Fenster ein lieblich Idyll.

Da saßen die Sträflinge rings im Kreis
Und krempelten Wolle, wie Schnee so weiß,
Und spulten und spannen in mal'rischen Gruppen
Und pappten gar niedliche Weihnachtpuppen.

Da stampft' aus dem Kreise in schmieriger Hos'
Ein vierschröt'ger Bursche und legte los:

„Ich war ein Maurergeselle,
Ein zielbewußter Genoss',
Beim Ausstand flink zur Stelle,
Als Strike-Posten war ich groß;
Hab' kräftige Wörtlein gesprochen,
Kam Einer zur Arbeit herbei, —
Drum hat man mich eingestochen
Bei Grütze und Erbsenbrei."

Da lachten die Sträflinge lustig im Chor;
Mit rollendem Aug' trat ein Zweiter hervor:

„Mit Donnerworten that ich hetzen
Den Spießer, der im Halbschlaf döst;
So oft ich sprach: nach wen'gen Sätzen
Ward die Versammlung aufgelöst.
Mein Wort war wild und scharf wie Messer.
Was ich geredet, wußt' ich nie;
Doch Andre wußtens leider besser, —
Und eines Tags fand ich mich hie.
Nie will ich mehr um Volksgunst buhlen,
Bei diesem Leben geh' ich ein:
Ich bin zu alt, um nur zu spulen,
Zu jung, um ohne Punsch zu sein!"

Da lachten die Sträflinge luſtig im Chor;
Ein Dritter trat würdig und ernſt hervor:

„Ich war ein Redner der Kanzel
Und rügte der Menſchen Fehl,
Ich ſprach von den Laſtern der Reichen,
Vom Nadelöhr und Kameel.
Die Brotvertheurung beklagt' ich
Beim Bitten ums tägliche Brot
Und ſchalt bei den Lüſten des Fleiſches
Fleiſchmangel und Schlachtviehnoth.
Und wie das ſoziale Elend
Ich malte in düſterem Stil,
Da bracht' ich mich ſelbſt in Erregung
Und ſagte ein Wörtchen zu viel."

Hell lachten die Sträflinge auf im Chor;
Mit watſchelndem Schritt ſchob ein Vierter ſich vor:

„Ich hab' gefixt in Brotgetreide
Und arrangirte kleine Schwänzen,
Hab' viel gemacht in Differenzen, —
Und war doch eines Morgens pleite.
Und als den Terminhandel man verbot,
Nu, da half mir das Zuchthaus aus aller Noth!"

Da lachten die Sträflinge kichernd im Chor;
Den Stift hinterm Ohr trat ein Fünfter hervor:

„Ich habe in manch nettem Bild
Gezeichnet, was draußen ſich abgeſpielt,
Manch wohlbekannte Staatsfigur
Hob ich ins Reich der Karikatur.
Einſt wählt' ich mein Ziel ein Bischen zu hoch, —
Der Staatsanwalt rief: ‚Ins Loch — ins Loch!'"

Da lachten die Sträflinge ſpöttiſch im Chor;
Nun trat ich ſchließlich ſelber hervor:

„Ich ſchrieb mal ſo manchen Artikel . . .
Jetzt ſpritz' ich die Feder rein aus;
Denn hat uns das Zuchthaus beim Wickel,
Dann gehn die Gedanken nach Haus!"

Da platzten die Sträflinge wiehernd heraus
Und warfen mit Wolle und ſchäbigem Flaus.
Und lauter und lauter erſcholl der Rumor, —
Da kam der Inſpektor und nahm ſie beim Ohr.

Otto Reinhold.

Adam Mickiewicz.

Der Tag, dem die Weihnacht folgt, schenkte vor hundert Jahren dem wankenden Polenreich den größten nationalen Dichter, den Knaben, der berufen war, in glänzenden epischen und balladesken Bildern eine sinkende Gesellschaftschicht zu malen, den im tiefsten Herzensgrunde satirisch gestimmten Sänger der lustig dem Untergange entgegenjubilirenden Szlachta. Hundert Jahre nach seiner Geburt ward ihm mit allergnädigster Erlaubniß des Weißen Zaren in Warschau ein Denkmal enthüllt und schöne, freilich nach der Moskowiterweise gesänftigte Reden priesen in sorglich verriegelten Räumen den großen polnischen Barden. Doch dieser nationale Poet gehört der Welt, nicht nur dem Zufallslande seiner Geburt; und dem vom Beherrscher aller Reußen und von dem industrialisirten und in allerlei schmutzigen Geldgeschäften ergrauten Magnatenklüngel Protegirten huldigte in heller Begeisterung auch das internationale — und besonders eifrig das polnische — Proletariat. Ein seltenes Schauspiel, das dem Betrachter die Frage entstehen läßt, wie die Wesensart des merkwürdigen Mannes wohl war, der in einander eindlichen Lagern so einmüthigen Beifall zu gewinnen vermochte.

... Auf dem Friedhofe von Montmorency, dem kleinen Vergnügungvorort von Paris, vollzog sich am achtundzwanzigsten Juni 1890 eine ernste Feier; die polnische Totenkolonie, die dort seit langen Jahren gastliche Ruhstatt gefunden hat, verlor ihren größten Sohn: die Gebeine Adams Mickiewicz wurden der fremden Erde entrissen, um von einer Abordnung des galizischen Landtages in die Heimath, die alte polnische Krönungstadt Krakau, gebracht zu werden. Der Vorgang war politisch nicht bedeutunglos: hatte im Jahre 1867, als man das von Préault gemeißelte Brustbild Mickiewiczs an der selben Stätte enthüllte, das offizielle Frankreich seinen Sympathien für Polen einen fast überschwänglichen Ausdruck gegeben, so hielten sich 1890, in den Tagen der französisch-russischen Verbrüderung, die leitenden Kreise vorsichtig fern. Der Festredner von 1867 war Carnot, der Vater des späteren Präsidenten der Republik, und ihm gesellten sich Foucher de Carreil und andere politische Persönlichkeiten; am achtundzwanzigsten Juni 1890 wurde der galizischen Delegation kein amtlicher Gruß zu Theil; nur Ernest Renan und Jules Lermina sprachen am Grabe, Jener als Administrator des Collège de France, an dem Mickiewicz in den vierziger Jahren über die slavischen Literaturen gelesen hat, Dieser als Vertreter der Association littéraire internationale. Man wird nicht sagen dürfen, daß die einfache Totenfeier darum minder würdig verlief. Ernest Renan fand in seiner unpolitischen Rede ergreifende Töne zum Preise des toten Poeten und das Wort, das er im Hinblick auf die königlichen Ehren aussprach, die Polen seinem größten — und seinem einzigen großen — Dichter durch die Beisetzung in der historischen Königsgruft des Wawel

erwies, verdient noch heute die weiteste Verbreitung: „Vous donnez là une grande leçon d'idéalisme; vous proclamez qu'une nation est une chose spirituelle, qu'elle a une âme qu'on ne dompte pas avec les moyens qui domptent les corps."

Fünfunddreißig Jahre hat Adam Mickiewicz in französischer Erde geruht; und als ihn sein Volk heimholte, mit Ehren, wie sie unsere geniefeindliche Zeit nur noch den Sprossen des Gottesgnadenthumes oder den glücklichen Schlachtengewinnern zuerkennen mag, da war es ihm doch nicht vergönnt, in jenem Theil seines Vaterlandes sich zu betten, das er von fern her mit der Seele suchte. Zu Nowogrodek in Littauen ward er 1798 geboren; an Littauen nur hat er in der Verbannung gedacht; um den Switez-See seiner Geburtstadt hat er den schönsten Kranz seiner Balladen geschlungen und an die Spitze seines größten und reifsten Epos stellte er den sehnsüchtigen Ruf:

„Du bist wie die Gesundheit, Littaun, mein Vaterland:
Nur wer Dich hat verloren, Dem ist Dein Werth bekannt!"

Aber Littauen ist längst russischer Besitz, Großpolen fiel an Preußen, — und so führte man, was sterblich an Adam Mickiewicz war, nach dem österreichischen Galizien; dort, in dem Saint-Denis von Krakau, ruht nun der Dichter bei den Königen. Nur zwei ungekrönte Häupter umschloß bis zum Jahre 1890 die Totengruft: neben Taddäus Kosziuszko und Poniatowski schläft seitdem Adam Mickiewicz im Wawel, — neben den tapfersten Kämpfern für Polen der mächtigste Sänger des Polenlandes.

Ojczyzna: das Vaterland giebt den Grundton an im poetischen Schaffen Mickiewiczs; national sind seine Stoffe, national ist seine Weise und selbst in seiner reinsten Lyrik, in den herrlichen Sonetten, werden historische Gestalten lebendig und altpolnische Pracht und Größe erwacht in begeisterten Klängen. Für den Polen ist die Sehnsucht nach des Vaterlandes Einigung zugleich ein unhemmbarer Zug nach dem alten romantischen Lande des Unerreichbaren; und es ist kein Zufall, daß der erste nationale Dichter Polens auch der erste Romantiker des Volkes der problematischen Naturen war. Die Vaterlandsliebe, sagt Heine einmal, ist bei den Polen das große Gefühl, worin alle anderen Gefühle, wie der Strom in das Weltmeer, zusammen fließen; und dennoch trägt dieses Vaterland nicht gerade reizende Züge. Ein Franzose, der diese Liebe nicht begreifen konnte, betrachtete eine trübsälige polnische Sumpfgegend, stampfte ein Stück aus dem Boden und sprach pfiffig, während er den klugen Kopf schüttelte: „Und Das nennen die Kerls ein Vaterland!" Und doch hat Keiner von den „Kerls" dieses Vaterland vergessen: wie Frédéric Chopin, so zog auch Adam Mickiewicz als ein Ahasver des Polenthumes durch die Welt und aus den pikanten Trauerphantasien des Einen wie aus der byronisirenden Poesie des Anderen klingt schrill und schneidend noch heute unserem Ohr der Weheruf entgegen: Ojczyzna — das Vaterland!

Nicht einmal die Hälfte seines kurzen Lebens durfte Mickiewicz in diesem Vaterlande verbringen. Der Sohn eines armen Edelhofes hatte kaum als Regirungstipendiat seine Studien beendet und sein Lehramt in Kowno angetreten, als er sich durch seine Zugehörigkeit zu den der Regirung mißliebigen Verbindungen der Strahlenden und der Philareten den Unwillen der russischen Machthaber zuzog. Er ward verbannt; und erst seine Sonette aus der Krim, die er 1825 in Odessa schrieb, führten eine etwas günstigere Wendung seines Schicksals herbei. Fürst Galizin nahm den jungen Poeten mit sich nach Moskau; von dort ging er nach Petersburg, wo er sein Epos „Konrad Wallenrod" den früheren epischen Schöpfungen „Grazyna" und „Die Totenfeier" folgen ließ. War er in Petersburg mit Puschkin bekannt geworden, so durfte er 1829 vor dem weimarer Dichterfürsten stehen und als ein köstliches Angedenken an Goethe eine Goldfeder und ein freundliches Geleitwort mit sich nehmen. Die Botschaft vom Polenaufstande von 1830 traf ihn in Rom, und während er seine flammende „Ode an die Jugend" in einem Taumel der Begeisterung niederschrieb, mochte er wohl von einer Rückkehr in das Vaterland träumen. Aber der Traum zerrann: der Aufstand wurde niedergeworfen, Paskiewitsch zog in Warschau ein und wieder erscholl durch das Weichselland der Ruf des sterbenden Kosziuszko: Finis Poloniae! Mickiewicz wurde in Paris heimisch, man bot ihm die Professur der slavischen Sprachen am Collège de France an, er bildete den Mittelpunkt des Emigrantenkreises, George Sand, die alternde Freundin Chopins, erkannte sein Genie und machte sich zum Herold seines jungen Ruhmes, — und hier fand er auch die Gattin in Celina Szymanowska, der Tochter einer anmuthigen Künstlerin, die einst Goethe in Karlsbad durch Gesang und Spiel entzückt hatte. Doch auch in der Ehe ward dem Ruhelosen kein Glück; und als er, unter dem Doppeleinfluß der Mystik Montalemberts und des von seinem schwärmenden Landsmann Towianski gepredigten Messianismus, im Verlauf seiner Vorlesungen immer tiefer in mystisch-theologische Verschwommenheiten hineingerieth, verlor er auch sein Amt und wieder pochte, wie in den Jünglingstagen, die Noth mit hartem Finger an des Verbannten Thür. Damals mochte er wohl schon die herbe Schwermuth des frühen Alterns in sich fühlen, die ihm den Vers auf die Lippe legte:

„Einsam muß ich im fremden Land ergreisen!
Wem soll ich Sänger singen meine Weisen?"

Noch einmal eilte Mickiewicz nach Rom, um eine polnische Legion zu organisiren: wiederum vergebens. 1852 ernannte ihn Louis Napoleon zum Bibliothekar des Arsenals, und als der Krimkrieg ausbrach, sandte der Kaiser den Dichter nach Konstantinopel, um dort die polnischen Landsleute zum Kampf zu sammeln. Aber Noth und Herzeleid hatten die Lebens-

kraft Mickiewiczs aufgezehrt; am achtundzwanzigsten November 1855 ist er, ein siebenundfünfzigjähriger Mann, in Konstantinopel gestorben. Und auch nach dem Tode fand der irrende Ritter der Polenpoesie keine Ruhe: um von Konstantinopel aus die Heimath zu erreichen, mußten seine müden Gebeine den Umweg über Montmorency nehmen. Als man ihn im Wawel zu Krakau einsargte, konnte man den altpolnischen Grabgesang anstimmen, der bei der Leichenfeier gefallener Krieger zu ertönen pflegte:

„O Krieger, o Verbannter, Du irrst durch Wald und Flur
Und mußt gar manchmal kämpfen mit Noth und Hunger nur!
Bist endlich Du gesunken vom treuen Roß herab,
So scharrt Dir mit den Hufen das treue Roß Dein Grab!"

Durch die nur zum kleinsten Theil wirklich gelungenen Uebersetzungen wird uns das Verständniß für das Schaffen des polnischen Dichters beträchtlich erschwert und dem mystisch gläubigen Polen und Katholiken vermag unsere Skepsis nicht immer zu folgen. Eins aber ist gewiß und giebt dem Dichter das volle Recht auf die Ehren, mit denen man nun sein Denkmal enthüllt hat: Adam Mickiewicz hat die Literatur seines Volkes um einen gewaltigen Schritt vorwärts geführt. Als er ins Leben trat, gab es eine polnische Dichtung nicht für Europa; weder die latinisirende Mönchspoesie noch die unbeholfene Nachahmung der französischen Klassik hatten Anspruch auf ernste Beachtung; erst Mickiewicz führte sein Volk in die Weltliteratur ein und noch ist ihm Keiner der Landsgenossen gefolgt. Er schuf eine nationale Poesie und wurde ein internationaler Poet: Das wäre vielleicht die passendste Grabschrift für den Sänger Littauens gewesen.

Unwillkürlich drängt sich hier die Parallele mit dem russischen Dichter auf, der in ähnlicher Weise zwischen 1815 und 1840, in jener Zeit, die ein geistreicher Mann den poetischen Waffenstillstand zwischen den großen politischen und den großen sozialen Kriegen des Jahrhunderts genannt hat, seinem Volke eine nationale Dichtung schuf. Der Säkularfrühling, der Mickiewiczs Ruhm erblühen sah, brachte im großen Nachbarhause der slavischen Familie das stürmende Genie Puschkins zur Reife. Eine kurze Zeitspanne hindurch waren die beiden Romantiker befreundet; bald aber riß der politische und der religiöse Zwiespalt sie von einander und Puschkin hat es oft und lebhaft beklagt, daß auch der um zwei Jahre ältere Dichter von dem Irrlicht polnischen Heroenthumes nicht loskommen konnte. Beide Dichter stammten von Byron und von den deutschen Romantikern vom Schlage des feinen Novalis ab. Mickiewicz hat offen ausgesprochen, der Sänger des Childe Harold sei das geheime Band, das die Literatur der Slaven der des Westens verbinde; und als sie an einem trüben Regentage, der Russe und der Pole, fröstelnd vor dem Denkmal Peters des Großen ihre Gedanken austauschten, da mochten

sie sich wohl als Brüder fühlen und als Zwillingsprossen eines poetischen Geschlechtes. Aber äußere Verhältnisse und mehr noch die Verschiedenheit der Temperamente führten die beiden in ihrer geistigen Komplexion so ähnlichen Männer verschiedene Wege. Puschkin bewahrte sich inmitten eines von Ausschweifungen und Exzentrizitäten erfüllten Lebens eine glückliche Herzensheiterkeit, die ihn dem Blick aus der altruistischen Weltanschauung des Slaventhumes heraushebt; mystische Schauer wehten diese klare und feine Natur niemals an und über seinen griechischen Gottglauben legte sich ein zarter Duft hellenischer Lebensbetrachtung, die dem schwer athmenden Geschlecht der späteren russischen Dichter, von Nikolaus Gogol bis auf Lew Tolstoi, völlig abhanden gekommen ist. Puschkin war zunächst Mensch und dann erst Russe; er fand höheren Stolz darin, ein Sohn Adams, als ein Sohn Ruriks zu heißen, und wenn seinem Lebenswerk darüber der „kräftige Erdgeruch" verloren ging, so ward es doch Gemeingut einer weniger eng begrenzten Welt. Mickiewicz wollte zuerst Pole sein und nichts als Pole: sein balladeskes Talent unterschied sich wesentlich von der leisen Zweifelsucht des Alfred Musset verwandten Puschkin; persönliches und nationales Mißgeschick umdüsterte seine Seele und der dicke Weihrauchnebel des Katholizismus breitete sich schwer lastend über sein in lohender Begeisterung aufblühendes Gemüth; er würde heute eher mit Tolstoi als mit Puschkin sich berühren, — in schwermüthigem Mystizismus und in bangem Sehnen nach der goldenen Zeit des panslavischen Liebeglaubens. Und noch einmal bewies die Glücksgöttin an beiden einst befreundeten Dichtern ihre Launenhaftigkeit, ehe sie beiden den Rücken kehrte: Puschkin starb jung einen raschen Tod, noch ehe die gerade bei ihm unvermeidliche Abnahme des poetischen Vermögens zum Ausdruck gekommen war; er fiel, siebenunddreißig Jahre alt, im Zweikampf; um zwei Jahrzehnte fast überlebte dagegen Mickiewicz den Höhepunkt seines Schaffens: er hat nach seinem Epos „Herr Taddäus oder der letzte Einritt in Littauen" kein poetisch bedeutendes Werk mehr geschaffen.

Dieses in zwölf Bücher eingetheilte Epos, das die verworrenen Geschicke der streitlustigen Szlachta in den napoleonischen Jahren 1811 und 1812 behandelt, gilt als das Meisterwerk des Dichters. Man hat es nicht ungeschickt oft Goethes „Hermann und Dorothea" verglichen und es besteht mit allen Ehren in so gefährlicher Nachbarschaft, — ja, man darf sagen, daß es durch die Größe der Anlage und die Weite der Perspektive das deutsche Gedicht überragt. Vom pariser Pflaster hat sich der Verbannte in die „traute Heimath", in „der Jugend Hain" zurückgeträumt und er hat, nach eigenem Bekenntniß, nur, was er sah und hörte, in dieses Buch eingetragen. Das Land, „wo jeder Edelmann ein Kandidat der Krone, des Thrones werden kann", lebt auf in bunter, doch schon den Keim der Zersetzung in sich tragender

Pracht; Naturschilderungen von köstlich eigenartigem Reiz stehen neben den ironischen Reflexen einer mild satirisirenden Lebensanschauung und mit knappen und doch unmittelbar packenden Zügen ist eine typische Ahnengalerie des Polenthumes abkonterfeit: die pro bono publico zu jeder Rauferei bereiten Szlachzizen, die strebernden Beamten und Modeherrchen, der patriotisch trotz den Edelleuten begeisterte Jude Jankiel, der rechthaberische halbdeutsche Doktrinär Buchmann und der heroische Kämpe Dombrowski, der Führer der polnischen Legionen im Dienst des Korsen, aus deren Reihen der berühmte Dombrowskimarsch hervorging mit seinem Jubelruf: „Noch ist Polen nicht verloren, — wir, wir leben noch!" Auch die beiden Frauengestalten, die in das wüste Gewirr von Helden und Abenteurern treten, sind fein und scharf profilirt: der arrangirten Schönheit der in pariserischen Moden schwelgenden Luxusdame Telimena giebt der natürliche Reiz des schlichten Volkskindes Sophia kontrastirend das schärfste Relief. Mit Recht hat man den epischen Faden dieser altpolnischen Ilias dünn genannt; das Gedicht hat keinen persönlichen Helden und der Titel „Herr Taddäus" weist deutlicher auf den größten Patrioten Taddäus Kosziuszko als auf den jungen Soplikasprossen; der eigentliche Held des Gedichtes ist Polen; und man glaubt, das Geschick des unglücklichen Landes in dem Klageruf symbolisch verkörpert zu sehen, den der sterbende Held Jacek Soplika in der letzten Stunde ausstöhnt:

„Mich, der — ich darf es sagen — erschüttert einst den Kreis,
Den Fürst Radziwill oftmals: ‚Mein Freund, mein Lieber!' hieß,
Mich, der, als ich vor Jahren die Kolonie verließ,
Hatt' einen größ'ren Hofstaat als mancher Fürst im Reich,
Mich, den, griff ich zum Schwerte, der Schwerter tausend gleich
Umringten, deren Blinken der Herrenburgen Schreck —
Verlachten jetzt die Kinder im Dorf gleich einem Geck!
So in der Menschen Augen ins Elend jäh gebracht
Sich hat Jacek Soplika! — Wer kennt des Stolzes Macht?! . ."

...Adam Mickiewicz war nicht von jenen geckigen Polen, die ihren nationalen Trauerflor durch alle Lande spaziren führten und sich in ihrem thränenfeuchten Märtyrerthum wohlbehaglich fühlten. Ihm war es ernst um sein Leid; ihm galt, was über allem Schein, nicht nur der Trauer Kleid und Zier. Er war ein rechtschaffener, ehrlich und warm empfindender Mensch und, Das geht aus seinem kleinsten Sonett, aus dem schwächsten Ruf seiner echt lyrisch gestimmten Seele hervor, er war ein ganzer Dichter, der einzige große Dichter seines wenig schöpferischen Volkes. Er lechzte nach patriotischen Thaten und ahnte wohl kaum, daß dem Verbannten die herrlichste gelang: das Polenthum in der Weltliteratur heimisch zu machen.

Im Jahre 1890 verbot der polnische Erzbischof Morawski in Lemberg alle Kanzelpredigten zur Mickiewiczfeier, weil in Paris Renan, „der

ärgste Feind des Christenthumes", am Grabe sprach. Eine Dichterfeier wäre nicht vollkommen, wenn nicht zugleich pfäffischer Zelotismus den Holzstoß schichtete. Wir Kinder der Welt aber werden in allen summenden Kirchengesängen und erst recht in allen Denkmalssprüchen vergebens nach einer poetischen Verklärung des toten Sängers suchen, wie sie Ernest Renan in seiner Rede gab, als er das Loos des Dichters pries in rauher Zeit: „Der Ruhm unseres Jahrhunderts gründet sich darauf, daß es das Unmögliche zu verwirklichen, das Unlösliche zu lösen versuchte. Ehre sei ihm! Die Männer der That werden an diesem ungeheuren Programm erlahmen müssen; die Geisteskämpfer werden nur zu unüberwindlichen Widersprüchen geführt werden. Der Dichter, der keinen Zweifel kennt, der nach jeder Niederlage mit neuem Muth und freudig gedoppelter Kraft ans große Werk geht, er kann nimmermehr vernichtet werden. Solch ein Unsterblicher war Mickiewicz. Er besaß die Macht und die Gabe ewigen Auferstehens aus schwerem Kampfe. Die schwerste Beängstigung nahte ihm, doch nie die Verzweiflung; sein unzerstörbarer Glaube an die Zukunft entsprang einem tief eingewurzelten instinktiven Gefühl, jenem Etwas, das in uns lebt und lauter spricht als die trübe Wirklichkeit, — ich meine das Bewußtsein des Vergangenen und der Gemeinschaft mit dem Unsterblichen. Die starken Menschen sind Jene, in denen sich so ein Theil des Weltbewußtseins verkörpert und die ihr Menschenwerk vollenden, wie die Ameise arbeitet, wie die Biene ihren Honig sucht ... Mickiewicz war mit früheren Jahrhunderten durch die Bande einer geheimen Zusammengehörigkeit verknüpft, die ihn zu einem Erkenner der Vergangenheit machten. Zugleich aber war er ein Erschauer und ein Prophet der Zukunft. Er glaubte an sein Volk, aber er glaubte auch an den göttlichen Odem, der alles Lebende beseelt, und durch das dichteste Gewölk erschien seinem Auge eine strahlende Zukunft, wo der armen Menschheit nach langer Leidenspilgerschaft ein Trost winkt. Dieser große Idealist war ein großer Patriot; vor Allem aber war er ein Glaubender. Und wie die Märtyrer des Glaubens beste Bürgen sind, so fand auch er in seiner vom heißen Herzschlag belebten Schöpferphantasie die frohe Ueberzeugung, daß nicht vergebens die Menschheit so hart gearbeitet hat, nicht vergebens die Opfer so schwer gelitten haben." So sprach am achtundzwanzigsten Juni 1890 der „ärgste Feind des Christenthumes".

Nun hat, acht Jahre später, des Zaren Gnade gestattet, Mickiewicz ein Denkmal zu setzen. Der dritte Alexander hätte es gewiß nicht erlaubt. Herr Nikolai aber ist jung und enthusiastisch; er liebt die Poeten und weiß auch, daß kein toter und kein lebender Sänger Polen noch retten kann. Das Mickiewicz-Denkmal ist ein Grabstein auf einer Hoffnung, mag an seinem Sockel auch künftig der Ruf ertönen: „Noch ist Polen nicht verloren, — wir, wir leben noch."

M. H.

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU 010252

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.